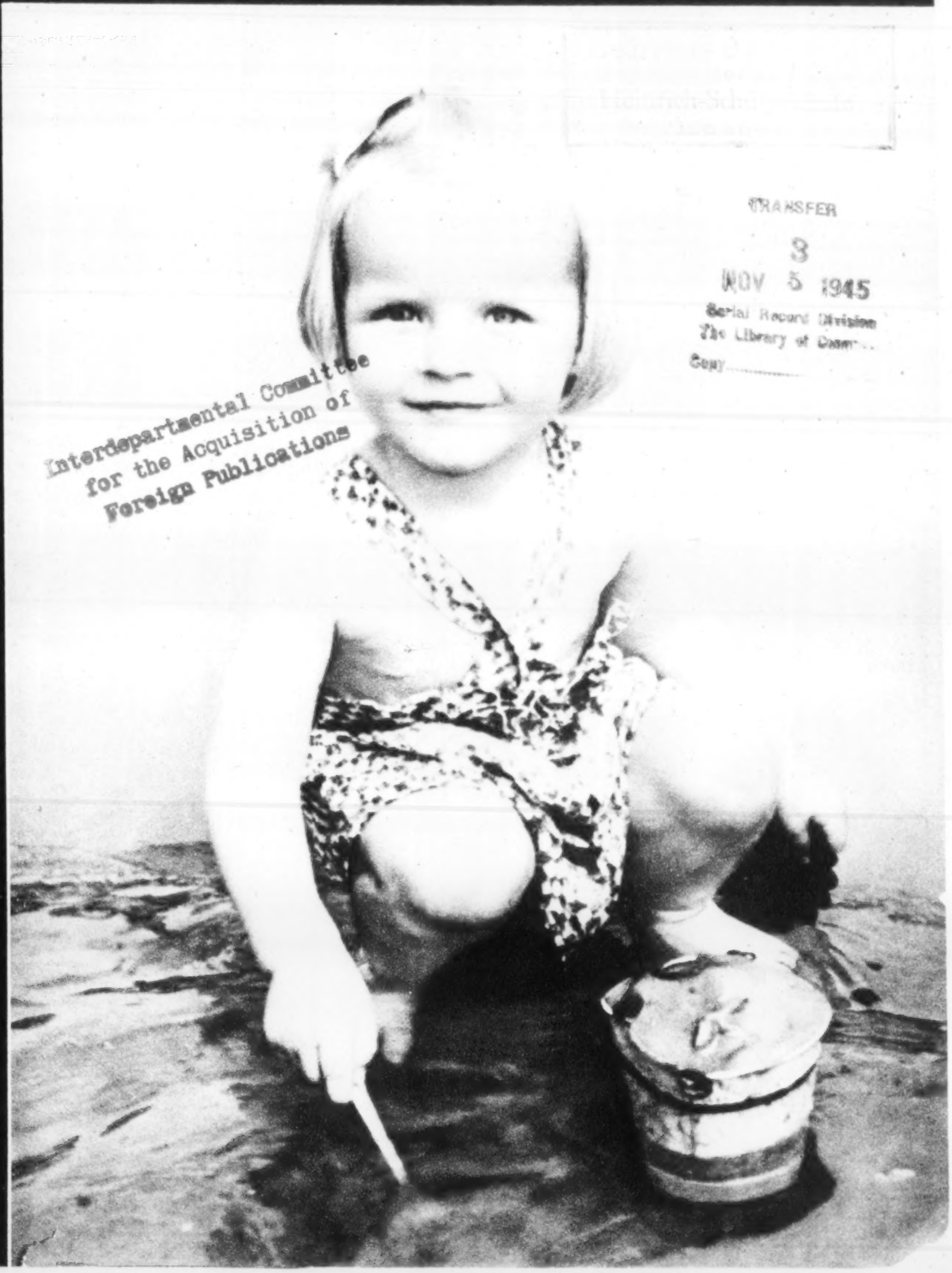
Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Heft 14 1940

Erscheint
vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.



Interdepartmental Committee
for the Acquisition of
Foreign Publications

TRANSFER
3
NOV 5 1945
Serial Record Division
The Library of Congr...
Copy..........

Aufnahme:
Dr. Weskamp

Der Einsatz der Jugend im Kriege

Die Sicherung der Ernährung unseres Volkes aus den Erzeugnissen des deutschen Bodens ist auch in diesem Jahr eine der wichtigsten Aufgaben. Wiederum muß auch die Jugend ihre Kräfte hierfür bereitstellen. Um einen reibungslosen Einsatz zu gewährleisten, sind die notwendigen organisatorischen Maßnahmen und Vorbereitungen auf Grund der Anordnung des Stellvertreters des Führers vom 14. März 1940 an die Partei schon jetzt getroffen worden.

Der Einsatz der Jugend wird nach folgenden Richtlinien erfolgen:

Der Einsatz erstreckt sich auf die Schüler und Schülerinnen bis zur 5. Klasse der Volks-, Mittel- und Höheren Schulen, soweit sie das 10. Lebensjahr vollendet haben und zu landwirtschaftlicher Arbeit geeignet sind. Berufstätige und berufslose Jugendliche werden von den Arbeitsämtern besonders erfaßt. Volksschüler und Volksschülerinnen sowie Schüler und Schülerinnen bis zur 5. Klasse der Mittel- und Höheren Schulen werden in der Hauptsache nur an ihrem Wohnort oder in den benachbarten Orten eingesetzt, damit sie täglich das Elternhaus erreichen können.

Für den Einsatz der Jugendlichen während der Ferien ist die HJ. zuständig, während der Schulzeit dagegen die Schule. Für den kurzfristigen Einsatz (etwa am Sonnabend und Sonntag) der Jugend ist der Hoheitsträger der Partei verantwortlich. Um den kurzfristigen Einsatz der Jugend, für den auch berufstätige Jugendliche zur Verfügung stehen, auf den Gesamteinsatz der Partei abzustimmen, haben sich deshalb die Führer der Banne bzw. die Schulleiter mit dem zuständigen Hoheitsträger der Partei in Verbindung zu setzen, um die notwendigen Vereinbarungen zum reibungslosen Einsatz zu treffen. Dabei ist stets zu beachten, daß der Wochenendeinsatz im Sinne der Anordnung in erster Linie dazu dienen soll, die beruflich Tätigen, insbesondere die Erwachsenen, für die Hilfe bei den landwirtschaftlichen Bestell-, Pflege- und Erntearbeiten zu gewinnen. Stehen Erwachsene nicht in dem nötigen Ausmaße zur Verfügung, so darf die Jugend eingesetzt werden. Auch dieser Einsatz soll nach Möglichkeit klassenweise erfolgen.

Der Einsatz wird so geregelt, daß die eigentliche Aufgabe der Schule durch ihn möglichst wenig in Mitleidenschaft gezogen wird. Er fällt daher in erster Linie in die Zeit der Ferien. Der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung hat hinsichtlich der Ferien und des Schulurlaubs deshalb angeordnet:

Für die ländlichen Gemeinden wird die Lage der Sommer- und Herbstferien durch die zuständigen Regierungspräsidenten bzw. Unterrichtsverwaltungen der Länder und Gaue selbständig festgelegt. Die Lage und Dauer der Ferien soll sich den landwirtschaftlich örtlichen Bedürfnissen anpassen. Die Gesamtdauer der Sommer- und Herbstferien soll 63 Tage umfassen.

Die Sommerferien in den Gemeinden mit Mittel- und Höheren Schulen umfassen 49 Tage und sind so gelegt worden, daß sie für die Erntehilfe möglichst nutzbar gemacht werden können.

Für die Herbstferien sind demnach 14 Tage vorgesehen, deren Zeit jedoch noch näher bestimmt wird, weil es sich natürlich heute noch nicht übersehen läßt, wann die Hilfe der Jugendlichen bei der Hackfruchternte usw. unter Berücksichtigung der örtlichen Lage und der Wetterverhältnisse notwendig wird.

Der Einsatz der Jugendlichen soll also grundsätzlich unter Anrechnung auf die Gesamtferienzeit erfolgen.

Für den Einsatz der städtischen Jugend gilt folgendes: die Schüler und Schülerinnen der Klassen 6 und 7 der Mittel- und Höheren Schulen können bis zur Dauer von insgesamt zweiwöchigem Unterrichtsausfalle klassenweise beurlaubt werden, doch kann darüber hinaus auf Vorschlag des Hoheitsträgers der Partei die Schulaufsichtsbehörde örtliche Ausnahmen zulassen. Natürlich können auch Einzelbeurlaubungen von Schülern erfolgen, aber nur dann, wenn die Hilfe im landwirtschaftlichen Betrieb der Eltern oder andere wichtige Hilfen vom Schulleiter gestattet werden. Demnach ist festzustellen, daß Jugendliche, die nachweislich im Betriebe der Eltern gebraucht werden, nur dort zum Einsatz in Frage kommen werden.

Beim Einsatz während der Schulzeit wird selbstverständlich darauf geachtet, daß alle Schüler und Schülerinnen gleichmäßig herangezogen werden. Um die Fortführung des Schulunterrichts möglichst wenig zu beeinträchtigen, werden die Jungen und Mädel einer Schulklasse immer nur gemeinsam abberufen.

Der Einsatz geschieht unter Leitung der HJ-Führer und BdM-Führerinnen, auch dann, wenn geschlossene Schulklassen eingesetzt werden.

Für die Betreuung der eingesetzten Jugendlichen stehen die gesamten Einrichtungen der NSDAP. zur Verfügung, die alle Maßnahmen treffen, um eine gesundheitliche, körperliche oder sittliche Schädigung der Jugendlichen auszuschließen. Die Ueberwachung der sozialen Verhältnisse der Jugendlichen, wie z. B. die Arbeitsbedingungen, die Arbeitszeit, Verpflegung, Unterkünfte, Behandlung usw. erfolgt durch die Dienststellen der HJ. und durch die Schule unter Mitwirkung der Dienststellen des Reichsnährstandes und der Arbeitsämter. Hinsichtlich des Einsatzes der Mädchen ist ferner die strenge Anweisung ergangen, daß sie nur dort untergebracht werden dürfen, wo eine sittliche Gefährdung nach Lage der ganzen Verhältnisse nicht zu befürchten ist. Insbesondere gilt das für Betriebe, wo Kriegsgefangene oder polnische Arbeitskräfte beschäftigt werden. Hier ist jede nur erdenkliche Vorsorge getroffen worden, daß die Kinder in keine Gefahr kommen.

Sehr vorsorglich ist auch die Frage der hier und dort notwendigen Unterbringung der Jugendlichen behandelt worden. Bei jedem Einsatz, der eine Uebernachtung außerhalb des Elternhauses erforderlich macht, ist für angemessene Unterbringung gesorgt. Wo eine gemeinschaftliche Unterbringung der Jugendlichen möglich ist, wird sie durchgeführt, doch gelten hierfür klare und bindende Bestimmungen. Bei der Einzelunterbringung eines Jungen oder Mädels ist die Aufnahme in die Hausgemeinschaft des Bauern selbstverständliche Voraussetzung. Für die einwandfreie Unterbringung eines Jugendlichen, seine Betreuung usw. sind die Dienststellen der NSDAP. voll verantwortlich.

Selbstverständlich werden für die zur Landwirtschaftshilfe eingesetzten Jugendlichen Gesundheitsappelle durchgeführt, wie überhaupt der gesundheitlichen Betreuung größte Aufmerksamkeit gewidmet wird. Gesundheitlich gefährdete und vom Schulunterricht befreite Kinder werden natürlich nicht eingesetzt. Aus gesundheitlichen Gründen und unter Berücksichtigung der Bekleidungsfrage, vor allem des Schuhwerks, wird ein Einsatz der Jugendlichen bei ausgesprochen schlechter Witterung natürlich nicht erfolgen.

Eine weitere wichtige Frage ist die der Art des Einsatzes. Dabei geht man von folgenden Erfahrungen aus: im allgemeinen sind die Jugendlichen, die auf dem Lande aufgewachsen sind, schon mit 14 Jahren voll einsatzfähig, während die städtische Jugend in der Regel erst mit Vollendung ihres 16. Lebensjahres voll eingesetzt werden kann. Darum kommen nicht voll einsetzbare Jugendliche auch nur für leichte Arbeiten in Frage, wie z. B.: Unkraut jäten, Rüben verziehen, Schädlingsbekämpfung, Ährenlese, Fallobst sammeln, Kartoffeln nachlesen und sortieren, Kraut und Blätter zusammenräumen, Mieten packen, Nachrichten- und Verpflegungsdienst, Hütehilfe u. ä. Weibliche Jugendliche kommen vor allen Dingen in Küche und Haushalt der Bauersfrau, für die Kinderbetreuung und Kleinviehversorgung, für das Einbringen der Obst- und Gemüseernte, Gartenarbeiten usw. in Frage. Sie können, wenn die Umstände dies erforderlich machen, hin und wieder auch zu leichteren Feldarbeiten herangezogen werden. Die reine Arbeitszeit wird bei Jugendlichen unter 14 Jahren nicht mehr als 6 Stunden, bei Jugendlichen über 14 Jahren nicht mehr als 8 Stunden betragen. Und selbstverständlich wird eine ausreichende Mittagpause und Nachtruhe sichergestellt. Oberstes Gesetz für die verantwortlichen Betreuer bleibt darum, daß die Jugendlichen in keinem Falle überanstrengt werden.

Nicht zuletzt ist auch die Frage des Entgeltes geregelt worden: die zur Arbeitshilfe eingesetzten Jugendlichen über vierzehn Jahre erhalten die nach den Tarifsätzen vorgesehenen Sätze, die Jugendlichen unter 14 Jahren dagegen ein angemessenes Taschengeld, mindestens jedoch 30 Rpf. Die Verpflegung erfolgt durch die Betriebsführer in ausreichender und angemessener Weise. Soweit etwa fehlende Kleidungsstücke und Schuhe beschafft werden müssen, erfolgt das in Zusammenarbeit mit den zuständigen Stellen. Und endlich: jeder Jugendliche wird gegen Krankheiten, Unfälle usw. versichert, so daß sich auch in dieser Hinsicht die Eltern keine Sorgen zu machen brauchen.

Die Aufzählung all dieser Punkte zeigt an, daß von Partei und Staat alles getan wird, um den Jugendlichen jeden nur denkbaren Schutz angedeihen zu lassen. Anderseits aber kann der Staat auf die Hilfe der deutschen Jugend jetzt im Kriege nicht verzichten. In dem Kampf für Deutschlands Freiheit und Ehre muß jeder mithelfen, damit der Feind schnell und sicher vernichtet wird. Erst dann kann der Führer und mit ihm der Duce des faschistischen Italiens an die Neuordnung Europas herantreten, eine Neuordnung, die allen Völkern Frieden, Ehre, Freiheit und Wohlfahrt bringen wird. Eine Neuordnung, die alle anständigen Menschen der Welt mit heißem Herzen ersehnen.

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt

Aufnahme: Archiv der „Reichs-Elternwarte"

Siegesläuten

Als jüngst von allen Türmen klangen
Die Glocken feierlich durchs Land
Und um uns Deutsche alle schlangen
Des Dankes und der Ehrfurcht Band,

Da durften wir ergriffen lauschen
Dem Ton, der aus der Höhe drang,
Es war, als wenn mit Flügelrauschen
Das Schicksal selbst im Äther schwang.

Es sprach: Bekennt euch laut und offen
Zu deutschem Geist und deutscher Kraft,
Die über jedes kühnste Hoffen
Hinaus Gewaltiges geschafft. –

Wir dürfen stolz und glücklich tragen
Die Größe der vollbrachten Tat.
Dem Führer unsre Herzen schlagen,
Der uns erkämpft des Sieges Saat.

Wir danken stumm und ehren schweigend,
Was er vollzog mit Mannesmut,
Vor jenen uns mit Schmerz verneigend,
Die opferten ihr teures Blut.

Ein Mahnmal ist vor uns errichtet
Und der Geschichte anvertraut.
Vom deutschen Schwert im Zorn geschichtet,
Von deutscher Willenskraft erbaut!

Nun folgt der weitern Taten Reigen,
Bis wir vom Feind uns ganz befreit
Und aus dem Schlachtendonner steigend
Sich jung erhebt die neue Zeit.

Bernhard Gehrke

Maschinoh?

Die deutschen Sprachreinigungsbestrebungen, das lobenswerte Ziel also, unsere schöne deutsche Sprache von allen irgend entbehrlichen Verwechslungen zu befreien, hatten zum ersten Male durchschlagenden Erfolg während des Weltkrieges. Da verschwanden plötzlich eine große Anzahl von Wörtern, die unsere Sprache schon lange belasteten und verunzierten. Man fand bald deutsche Ausdrücke für Wortbildungen, die man bislang für unersetzlich gehalten hatte. In ein paar Monaten war das unschöne und uns gedanklich so fremde »Adjö« vergessen, aus dem das viel klangvollere deutsche »Wiedersehen« wurde. Dieses Streben hat in der Folgezeit reiche Früchte getragen, wobei wir es von Anfang an vermieden haben, nun fanatisch jedwedes Fremdwort auszutilgen. Es gibt eben Fremdwörter in der deutschen Sprache, die nicht so treffend übersetzt werden können, um das zu bezeichnen, was sie ausdrücken sollen. Wir denken dabei an das Wort »Interesse«. Es ist einfach nicht zu verdeutschen, und es soll auch nicht verdeutscht werden. Daß aber aus dem Auto ein Kraftwagen wurde und aus dem Radio ein Rundfunk, entsprach durchaus unserem sprachlichen Gefühl.

So haben sich die deutschen Volksgenossen auch während des Weltkrieges keine Gedanken darüber gemacht, wie man diesen oder jenen Ort, diesen oder jenen Fluß, dieses oder jenes Gebirge, wie man die Namen der Staatsmänner in Frankreich, England, Rußland, in der Türkei, in Arabien oder gar in China und Japan ausspricht. Man sprach sie alle eben so aus, wie man sie in der Zeitung oder im Atlas geschrieben fand. Man sagte Sankt Kwentin und auch schon einmal Verduhn. Und wer den Namen des französischen »Tigers« nicht ohne Zungenzerbrechen herausbekam, der sprach ihn eben so aus, wie ihm das gelang. Wir hatten damals bekanntlich noch keinen Rundfunk, der uns die Orte in der für das betreffende Land gebräuchlichen Sprechweise nannte. Erst als die Urlauber zu Hause von »Verdöng« und »Säng Kantäng« sprachen, als sie von »Lihl« oder »Moböſch« erzählten, da sickerte diese Sprechweise für diese Orte nach und nach durch. Das geschah aber hauptsächlich nur, weil es damals noch manchen gab, der jeden, der die französischen Orte nicht französisch auszusprechen verstand, über die Schulter ansah. Es waren jene »Bildungshochmütigen«, die aber schon dann schnell Schiffbruch erlitten, wenn sie einen russischen Ort russisch und einen polnischen Ort polnisch aussprechen sollten. Wer hat sich damals nicht beinahe die Zunge verbogen, wenn er den Namen der vielumkämpften Festung Przemysl aussprechen sollte? Wenn dann ein »Pritzemitzel« daraus wurde, wem hat das schon etwas ausgemacht? Man wußte, welchen schwer aussprechbaren Ort der Volksgenosse meinte und war »im Bilde«. Uebel genommen hat es nur der »Schmock«, der zufällig einmal gehört hatte, wie man diesen Ort in der slawischen Sprache ausspricht und es sich dann mühselig einstudiert hatte, der ja auch sonst stets sehr geziert tat ob seiner »Bildung«. Man hatte damals weiß Gott ja auch andere Sorgen, als sich um die »richtige« Sprechweise schwere Gedanken zu machen. Nebenbei gesagt aber wäre es ja auch ein schier unmögliches Beginnen gewesen, hätte man all die vielen Namen der Kriegsschauplätze »richtig« aussprechen wollen, denn damals stand fast die ganze Welt gegen uns, damals mußten deutsche Soldaten an allen Ecken und Enden der Welt gegen die Feinde antreten. Wie sollten da die deut-

schen Volksgenossen wissen, wie man diesen und jenen Ort in der rumänischen, serbischen, montenegrinischen, türkischen, chinesischen und wer weiß noch welcher Sprechweise richtig ausspricht? Wie hätten sie das behalten sollen, ohne ihre täglichen Pflichten zu vernachlässigen? Bukarest war für uns eben Bukarest und nicht Bucuresti, und Venedig hat man in Deutschland noch nie anders als Venedig geheißen, obschon die Italiener diese schöne Stadt Venezia nennen.

Heute, wo uns die Kriegsbrandstifter Englands und Frankreichs wieder auf das Schlachtfeld, aber diesmal nur gegen sie allein, gerufen haben, erhebt sich hier und da wieder die Frage aus dem Weltkrieg: müssen wir die französischen und englischen Orte, Namen, Flüsse und Gebirge nun in der für Frankreich und England maßgeblichen Weise aussprechen, oder können wir sie so aussprechen, wie sie nach der deutschen Sprechweise geschrieben werden? Zumindest: können wir sie so weit »verdeutschen«, daß jeder andere versteht, was wir darunter meinen? Oder kommt ein Volksgenosse in den Verdacht, ein »ungebildeter Mensch« zu sein, wenn er hier »Fehler« macht?

Nun, die Zeit, da man sich gesellschaftlich nahezu »unmöglich« machte, wenn man nicht zumindest eine Fremdsprache einigermaßen schulmäßig beherrschte, ist vorbei, im Gegenteil, heute halten wir mit Recht den für »halbgebildet«, der eine Fremdsprache zu radebrechen versucht, nur um sich den Schein des »Gebildetsein« zu geben. Um eine Fremdsprache zu beherrschen, bedarf es, daß man in ihr denken kann, also ein Verhältnis zu der Sprache des Landes, seiner Kultur und seinen Sitten hat. Aber mit wirklicher Bildung hat dies alles noch nichts zu tun. Bildung ist etwas ganz anderes, Bildung ist Sache des Herzens, also des Charakters und des Taktes. Sollte es darum auch heute noch vereinzelt Menschen geben, die die andern naserümpfend über die Schulter ansehen, weil sie einen fremdsprachigen Ausdruck nicht richtig wiederzugeben vermögen, so wissen wir, daß sie wahre Bildung nicht besitzen, wohl aber an einem »Bildungshochmut« erkrankt sind, von dem man sie recht bald geheilt sehen möchte, damit auch sie den Sinn wirklicher Volksgemeinschaft begreifen lernen. Und wenn jemand glaubt, sich möglichst vieler Fremdwörter bedienen zu müssen, die er kaum versteht und oft sogar falsch anwendet, so beweist er uns nur, daß er dumm und töricht ist.

Wenn aber eine Nachbarin ohne viel Worte der vielbeschäftigten Kriegerfrau oder jener, die den Arbeitsplatz eines Mannes eingenommen hat, um der kämpfenden Front Waffen schmieden zu helfen, die Kinder abnimmt, wenn sie schlicht und einfach Pflichten auf sich nimmt, die ihr das Herz diktiert, dann besitzt sie jene Bildung, um die wir ihr danken und die sie heraushebt aus dem Stand der »einfachen Leute«. Eine Bildung allerdings, die dem »Bildungshochmütigen« fremd bleibt, weil er sie nicht begreifen kann. Mag diese Frau bis dahin auch ruhig »Ruänn« gesagt haben, als sie mit freudezitternden Fingern den siegreichen Vormarsch unserer Truppen auf der Landkarte verfolgte, bis sie dann im Rundfunk hörte, daß man diese Stadt Ruang nennt, genau so, wie sie sich schließlich an die Sprechweise Säng Kantäng für St. Quentin und Lihl für Lille gewöhnt hat. Sie wird in der Folgezeit sicherlich noch manchen Ort und manchen Fluß in Frankreich oder England deutsch aussprechen, Namen, die in der französischen oder in der englischen Sprache ganz anders klingen. Aber das schadet nichts. Hauptsache ist ja nur, daß der Volksgenosse weiß, welchen Ort sie meint.

An »Ihden« für den Modegigerl in der englisch-plutokratischen Regierungsklasse, an Schämberlehn für den regenschirmbewaffneten Schwätzer, an Schörtschill für den Oberkriegsbrandstifter und an Renoh, seinen französischen Gefolgsmann, haben wir uns durch den Rundfunk ja schon allmählich gewöhnt. Aber eine Verpflichtung, nun gleich alle französischen und englischen Namen in der für diese Länder gültigen Weise auszusprechen, hat damit wohl kein deutscher Volksgenosse übernommen. Und das ginge ja auch schließlich zu weit, denn was hier einem recht ist, muß ja schließlich auch dem andern billig sein. Wetten, daß die meisten Deutschen sich die Zunge abbrechen würden, wenn sie zum Beispiel die frühere Bezeichnung für Lodz, die ja seit einiger Zeit Litzmannstadt heißt, richtig polnisch aussprechen wollten? Die wenigsten würden es fertig bekommen. So sagten und schrieben wir darum einfach Lodsch, aber – gemessen an Säng Kantäng für St. Quentin wäre das nicht richtig. Nun aber erst die vielen Orte und Namen, die es künftig noch auszusprechen gilt!

Sprechen wir diese Orte und Namen darum ruhig weiterhin so aus, wie wir sie geschrieben finden und warten wir ab, wie sie später klanglich geformt werden. Und inzwischen soll uns keiner kommen und uns für »ungebildet« halten wollen. Suchen wir die Bildung lieber dort, wo sie nach gutem deutschen Sprachgebrauch gesucht und gefunden werden muß: im Herzen, also in unseren Taten. Und wer da ein gebildeter Volksgenosse ist, der nützt dem Vaterlande mehr, als wenn er sein Gebildetsein darauf beschränkt, nun genau zu wissen, wie die Engländer Southampton aussprechen und die Franzosen Fontainebleau. Wobei dann übrigens noch festzustellen wäre, daß sowohl die Engländer als auch die Franzosen sich nie darum gekümmert haben, wie man deutsche Städtenamen in Deutschland ausspricht. Sie haben immer für sich in Anspruch genommen, daß sie in ihrer Sprechweise eben anders ausgesprochen würden, und daß es ihnen Mühe mache, sie richtig deutsch auszusprechen. Nun also...

Möller-Crivitz.

Soldatenlied

Von Frakun

Wenn wir am guten Tage
Da drüben kehren ein,
Dann soll die erste Frage
Nach dem Herrn Schörtschill sein.
Die Antwort kennen wir:
Herr Schörtschill ist nicht hier,
Er ist zu Schiff gefahren
Nach seinem Schonrevier.

Wenn wir dann weiter suchen:
Wo steckt Döff Kuper wohl?
Dann heißt's bestimmt: Ja Kuchen,
Der ist schon längst am Pol;
Hier war es ihm zu heiß,
Drum setzt' er sich aufs Eis
Und kommt gewiß nicht wieder,
Eh' er sich sicher weiß.

Und wenn wir dann wohl fragen:
Ist Iden denn zu Haus?
Dann wird man uns wohl sagen:
Der ging ein bißchen aus;
So schick und elegant
Ist keiner hierzuland,
Er schützt die Bügelfalte
Vor rauher Kriegerhand.

Und forschen wir dann weiter,
Wo Halifax wohl sei,
Dann heißt's, auf einer Leiter
Stieg er zum Himmel frei,
Er sei, wie man gehört,
Noch nicht zurückgekehrt,
Auch bliebe er jetzt gerne
Von Gästen ungestört.

Und fragen wir dann endlich:
Wo ist Herr Schämberlehn?
Dann heißt es selbstverständlich:
Ja, haste nich geseh'n!
Am Regenschirm entschwebt
Ist er, so wahr er lebt,
Wer weiß, an welcher Klippe
Er jetzt als Geier klebt. (DAZ)

Ferienkinder

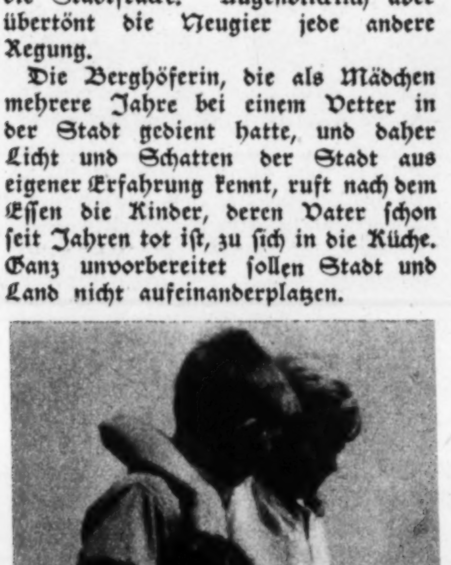
Von Ludwig Waldweber

Aufnahmen: Archiv der „Reichs-Elternwarte"

Auf dringende Bitten hin, hat sie nun doch zwei Großstadtferienkinder angenommen, die Berghöferin am Hang, obwohl sie ursprünglich nichts von den Stadtschlenzen wissen wollte.

Heute, mit dem Nachmittagszug, heute sollen sie kommen. Die Kinder der Berghöferin sind aufs äußerste gespannt. Im tiefsten Grund ihres Herzens hegen sie, wie jedes Bauernkind, nicht eben freundschaftliche Gefühle für die Stadtfräcke. Augenblicklich aber übertönt die Neugier jede andere Regung.

Die Berghöferin, die als Mädchen mehrere Jahre bei einem Vetter in der Stadt gedient hatte, und daher Licht und Schatten der Stadt aus eigener Erfahrung kennt, ruft nach dem Essen die Kinder, deren Vater schon seit Jahren tot ist, zu sich in die Küche. Ganz unvorbereitet sollen Stadt und Land nicht aufeinanderplatzen.



„Na, Kinder", sagt sie, „freut's euch schon auf die Stadterer?"

„Hm, ja, recht neugierig bin ich halt", gesteht der Toni, der älteste.

„Das glaub ich gern, aber jetzt paßt's auf, Kinder, was ich euch sag."

Erwartungsvoll schaut das Kleeblatt zur Mutter auf.

„Ich weiß im Vorhinein", sagt die, daß euch an den Stadterern das eine und das andere nicht gefallen wird. Sie gehaben sich anders und reden anders wie wir. Ihr werdet sagen: die tun geschwollen. Das ist aber nicht wahr. Jedes redet wie ihm der Schnabel gewachsen ist."

Drei flachsblonde Struwelköpfe nicken zögernd.

Dann sagt der Simmerl, was der Jüngere ist: „Du, Mutter, der Beni hat gsagt, daß die Stadterer alle so frech sind. Er hat gsagt, wir sollten uns nix gfallen lassen und ihnen gleich eine langen, hat er gsagt."

„Schauts, Kinder" entgegnet die Mutter, „das ist auch wieder ein dummes Geschwätz. Die Stadtkinder sind nicht frecher, wie die Bauernkinder. Anders sinds halt, anders. Und da gibts viele Leut, die meinen, alles, was anders ist, wie bei ihnen daheim, das hätt keinen Taug. Aber zu jedem Menschen muß man sich richten können, ganz gleich, ob er aus der Stadt ist, oder vom Land. Von euch kann ja später auch eins in die Stadt hineinkommen, wie ich früher drin gewesen bin. Was wolltet dann ihr sagen, wenn euch die Stadtleut recht ungut aufnehmen täten?"

Sinnend und mit ernsten Gesichtern, wie sie Bauernkindern früher, als denen von der Stadt eigentümlich sind, nicken die drei.

„Und jetzt", fährt die Mutter fort, „jetzt merkt gut auf, Kinder, was ich euch sag. Ihr müßt euch denken, die zwei gehören jetzt zu uns, nix anders. Die müssen mit uns essen, mit uns spielen, mit uns arbeiten, wie 's halt grad kommt. Und wenn euch wirklich fürs erste was nicht gefällt, denkt euch, den andern gehts um kein Haar besser. Denen gefällt an euch auch nicht alles. Und werdet sehen, in ein paar Tagen habt ihr die dickste Freundschaft."

In der Weise unterhält sich die Berghöferin mit ihren Kindern. Ja, ja, die Berghöferin, die ist auch weitum bekannt als eine gescheite und tüchtige Frau.

Wie sie fertig ist, klingen die Kirchglocken aus dem Tal herauf. „Jetzt kommt der Zug bald", sagte sie. „Nun geht und zieht euch an, dann holen wir sie ab." — —

Seitdem sind sechs Wochen vergangen. Die Ahornbäume neben dem Berghof beginnen bereits rot einzuschießen. Die Ferien sind um.

Gestern ist die Mutter der Ferienkinder aus der Stadt gekommen, ihre Brut heimzuholen. Weil die beiden Racker so begeistert vom Berghof und den Berghofleuten geschrieben haben, und schließlich die Berghöferin selber

eine freundliche Einladung mitgegeben hat, hat sie sich nicht mehr halten lassen.

Bewegt drückt die blasse Frau der stattlichen Berghöferin die Hand. Dank halt, vielen herzlichen Dank! Dieses Wunder an ihren Kindern hätte sie in der Stadt nie und nimmer zuwege gebracht. Die sähen ja jetzt wie die Blasengel aus. Und über und über braun gebrannt. Dank, tausend Dank.

Ob sie auch immer anständig gewesen wären, die zwei, wie sie 's ihnen aufgetragen hätte?

Die Berghöferin lacht. Du liebe Zeit! Wie halt Kinder seien. Erst wärens zu anständig gewesen. Aber städtische Höflichkeit reiche bei den Bauern nicht weit. Was für die Stadt gut sei, hätt auf dem Land oft wenig Taug. Aber das hätte sich alles ganz von selber ergeben. Das habe natürlich vom ersten Tag an nicht sein können. Wenns aber eine Zerkriegerei und ein Geschrei gab, hätte sie hartnäckig weggeschaut. „Ihr rennt euch die Hörndl schon ab", habe sie sich gedacht, und richtig: nach acht Tagen hatten sie sich zusammengerauft. Es war nicht lauter Spaß und lauter Spiel. Diemalen wären sie auch in die Arbeit, besonders im Hause, eingespannt worden. Aber da hätts nix ghabt. Es käm darauf an, wie man den Kindern eine Arbeit hinrichte. Als ein Spiel nähmen sie 's mit Freuden an.

Am schönsten aber, sagt die Berghöferin, am schönsten wärs beim Erzählen gewesen. Der Wiggerl, der könne erzählen wie kein zweiter. Wenn der von der Stadt zu erzählen angehoben hätt, hätte sie selber diemalen hingehört. So schön könne der alles ausdeutschen.

„Berghöferin", sagt da die Mutter aus der Stadt und ein glückhaftes Leuchten ist in ihren Augen, „Berghöferin, nun aber sollen Ihre Kinder auch die Stadt sehen. An Weihnachten schicken Sie mirs hinein. Das müssen Sie mir versprechen. Alle drei schicken Sie mir. Zwei kann ich selber unterbringen und eins kann nebenan bei meiner Schwester schlafen. Gilts?"

Die Berghöferin sagt nicht nein. Sie weiß aus Erfahrung, wieviel Schönes und Nützliches es in der Stadt zu sehen gibt, aber auch wieviel Ungutes und wievieel Enges da zu Hause ist, die einem das Heimgehen doch wieder leicht machen. Die Berghöferin hat das ganz richtige Empfinden: Der junge Mensch von heute soll sich in der Welt auskennen, er soll einen freien, weiten Blick bekommen und sich auf Grund eigener Anschauung ein sachliches Urteil über die Dinge und Verhältnisse der engeren und weiteren Heimat bilden. Weitblick und Sachlichkeit des Urteils aber kann nur erwerben, wer sich zu allen Gliedern des völkischen Gefüges freudig in Beziehung setzt, auch da, wo das Leben fremdartig und verwickelter auftritt als auf dem Bauernhof, wo noch alles einfach ist, wie der Gang der alten Uhren und Instinkte.

Kinder fragen – wir antworten

Woher stammen unsere Obstsorten?

Unsere heimischen Obstsorten stammen zum größten Teil aus West- und Mittelasien. Dort kommen auch heute noch wildwachsende Apfelsorten vor, die als Stammeltern unserer heutigen Apfelsorten zu betrachten sind. Diese wilden Apfelbäume gedeihen in einem mäßig warmen Klima. Von Kleinasien bis nach Mittelasien finden wir sogar kleine Wälder dieser Apfelbäume. Von Kleinasien gelangte der Apfel lange vor unserer Zeitrechnung nach Griechenland. Hier wurde er viel angebaut, mehr aber noch bei den Römern. Durch Pflege, Zucht und Pfropfung veredelten sie den Apfelbaum immer mehr und mehr und verstanden es meisterhaft, seine Früchte zu verfeinern. Sicherlich haben sie, da sie ja einen ausgedehnten Handel mit allen damals bekannten Erdteilen führten, auch die Apfelsorten ausgetauscht. In den Wäldern Germaniens wuchsen ebenfalls Aepfel, wovon der sogenannte Holzapfel ja auch heute noch vorkommt. Neuere Forschungen haben den Nachweis erbracht, daß bereits in der Steinzeit von unseren Altvorderen Aepfel als Speiseobst verwandt wurden. Und auch in den Pfahlbaudörfern am Bodensee hat man kleine Aepfel gefunden, die den Beweis liefern, daß bei uns schon damals Aepfel bekannt waren. Die vorgefundenen Aepfel zeigen zwar an, daß es sich um kleine Früchte mit einem großen Kerngehäuse handelte, aber das wäre ja noch kein schlüssiger Beweis dagegen, daß auch die Germanen schon Apfelbäume zu veredeln wußten. Im Mittelalter begann man dann, die Züchtung und Veredelung der Aepfel planmäßiger zu betreiben. Auch die Fürsten und Könige waren eifrige Förderer des Obstbaues. Besonders war es auch Karl der Große, der den Wert des Obstbaues für sein Land erkannte und durch Verordnungen förderte. Um diese Zeit entstanden schon überall im deutschen Lande große Obstanlagen. Wie eifrig man in der Folgezeit gerade den Apfel gepflegt hat, erkennt man schon daraus, daß wir heute bereits mehr als 1000 Apfelsorten kennen.

Die Birne ist für unsere Vorfahren weder jünger noch älter. Auch sie entstammt Westasien und kam etwa mit dem Apfel nach Europa. Wilde Birnen in Schnitzel geschnitten und gedörrt fand man übrigens ebenfalls in Ueberresten der schon vorher erwähnten Pfahlbauten; ein Zeichen also, daß unsere Vorfahren in der Steinzeit bereits Birnen kannten und schätzten. Die saftige Kulturbirne ist sicherlich erst neuerer Zeit, und in dem gleichen Bestreben, den Apfel zu veredeln, wird man auch die Birne höher gezüchtet haben. Besonders in Deutschland hat man hervorragende Birnensorten durch Kreuzung verschiedener Arten gezüchtet. Aber wie die Aepfel, so sind auch die Birnen nicht samenbeständig, denn sät man Obstkerne aus, so entstehen meist nur Bäume mit minderwertigen Früchten. Deshalb werden Wildlinge veredelt. Sowohl die Äpfel- als auch die Birnbäume in unseren Obstgärten sind recht eigenartige „Individuen", denn sie sind aus verschiedenartigen Bäumen zusammengesetzt. Der Sämling wird nämlich in einem bestimmten Alter geköpft, worauf dem Stumpf ein Edelreis aufgepfropft wird, also der Teil eines fremden Baumes. Aus diesem entwickelt sich dann der Hochstamm. Manche Züchter haben sich darum auch schon den Scherz erlaubt und haben nachträglich einem Apfelhochstamm nebenbei ein Birnenreis aufgepfropft, worauf der Apfelbaum neben den Aepfeln auch noch Birnen trug. Aber das war nur ein Scherz.

Bei der Birne können wir ihren Ursprung leicht erklären, denn beim Essen mancher Früchte finden wir, besonders bei minderen Sorten, im Fruchtfleisch um das Gehäuse häufig steinharte Körner. Es sind dies Rückschlagsbildungen, d. h. Ueberreste eines Vorfahren der Birne, die ursprünglich eine Steinfrucht war. Die steinigen Körner sind vererbte Ueberreste jener früheren harten Steinhülle, die, ähnlich wie bei den Pflaumen und Kirschen, den Samen der Frucht umgab. Diese Steinhülle hat sich allmählich aufgelöst. Bei den feineren, hochkultivierten Birnensorten fehlen diese steinigen Körner schon gänzlich.

Pflaumen und Kirschen sind Kinder der gemäßigten Zone, sie dringen aber weit nach Norden vor. Das Ursprungsland der Pflaume ist sicherlich der Kaukasus. Sie muß aber schon sehr früh nach Europa gelangt sein, weil man in den Ueberresten der Pfahlbauten sehr viele Pflaumenkerne fand. Ihr Hauptverbreitungsgebiet ist auch heute noch der Balkan. Die der Pflaume sehr verwandte Kirsche ist in den Ländern südlich dem Schwarzen Meer, in Armenien und Transkaukasien, aus der dort heimischen Wildpflaume gezüchtet worden. Ueber Syrien und Griechenland eroberte sie sich schon früh Europa und hat bereits unsere Vorfahren erfrischt. Von wilden Kirschen gibt es in den warmen Ländern vielerlei Sorten. Unsere heutige Kirsche ist im nördlichen Asien von einer Art Vogelkirsche gezüchtet worden. Auch in Italien gab es kleine Süßkirschen, die Großkirschen dagegen kamen von der Küste des Schwarzen Meeres. Auch die Sauerkirsche scheint aus Transkaukasien, wo sie heute noch wild wächst, zu uns gekommen zu sein.

Ein nächster Verwandter der Pflaume ist der Pfirsich, der seinen Namen aus dem lateinischen malum persicum oder „persischer Apfel" hat. Damit ist sein Ursprungsland schon gezeigt.

Wir sehen also, daß die Obstbäume, wie viele anderer unserer Kulturpflanzen, erst durch die Pflege, Geschicklichkeit und Findigkeit des Menschen bei uns das Heimatsrecht erworben haben. Heute gehören sie zu uns als liebe und viel begehrte Freunde, ohne die wir uns das Leben überhaupt nicht mehr denken können. Wie weit es da der Züchter aber bringen kann, zeigt die Burbankpflaume, die nicht einmal einen Kern besitzt, sondern aus süßem, saftigen Fleisch besteht.

Erziehliche Plaudereien

Aufräumen mit Wolf

Wölfchen ist zehn Jahre alt, mächtig interessiert für naturwissenschaftliche, technische, literarische und musikalische Fragen und diesen gleichschwebenden, vielseitigen Interesse entsprechend ist auch sein Sammel- und Aufbewahrungstrieb ungeheuer, ja grenzenlos! — Leider fehlt ihm zu diesen an sich erfreulichen Leidenschaften jeder Sinn für das, was wir Erwachsenen Ordnung nennen. Sein Zimmer (er ist Alleinbewohner seiner „Jungensbude") gleicht einem Raritätenkabinett, in dem wegen Mangels an der nötigen Anzahl von Regalen, Tische, Stühle und Teile des Fußbodens zum Ausstellen der wertvollen Sammlungen herhalten müssen. Zwar hat der Beherrscher dieser Raritätenkammer auf seine Art Ordnung, wenigstens versichert er mir siegessicher: „Ich weiß immer, wo alles liegt". Aber da nun Mütter manchmal auch in Jungensbuden ganz gern Staub wischen und Fußböden bohnern möchten, sah sich Wolf eines Tages doch vor die unwiderrufliche Verpflichtung gestellt, Ordnung im Sinn des Erwachsenen zu machen und einhalten zu lernen, das heißt also, seine Spielsachen und Sammlungen so anzuordnen, daß sie nur auf den dazu bestimmten Regalen und dort stets an bestimmten, sinnvollem Platz lagen, damit nicht nur der Junge seine bessere Uebersicht behielt, sondern auch Mutti und ihre Stellvertreterin im Haushalt von nun an genau so leicht saubermachen konnte wie im Eßzimmer, in Vaters Zimmer und in der Küche.

Aufnahme: J. Jeiter

Das war eine große Aufgabe für einen kleinen Kerl, und weil Mutti das wußte, nahm sie sich als Wolfs guter Kamerad im Spiel und Ernst des Lebens heute einmal 2 Stunden Zeit, um zusammen mit ihrem Jungen den Stier bei den Hörnern zu packen. Zunächst mußte eine ganze Batterie alter Schachteln (Schuhkästen) her und ein dicker Rotstift. So, und nun räumt Wolf erst einmal das Krempelregal ganz aus. Inzwischen holt Mutti einen leeren Ascheimer für die Entrümpelung, einen Handfeger, Schippe und feuchtes Staubtuch herbei. Alles was Wolf selbst als gänzlich unbrauchbar beim Ausräumen anerkennt, kommt sofort in den Ascheimer. Mutti reinigt inzwischen das Regal und die herausgestellten Stücke, und schon kann der zweite Akt beginnen: planmäßiges Einordnen.

Um das Einordnen und spätere Ordnunghalten dem Jungensverständnis recht nahe zu bringen, schlägt Mutti vor, daß jedes Regalfach einen besonderen Namen bekommt. Da ist z. B. ein Fach zu schaffen für Bastelgerät und einschlägiges Handwerkszeug. Ich schlage vor, das oberste Gefach also „Bastelbude" zu nennen, Wolf findet Handwerkskammer noch schöner, gut — da hätten wir also zu oberst eine Handwerkskammer. Das nächste Fach nennen wir Naturalienmuseum, das dritte Musiksalon, das vierte heißt Arsenal und das fünfte Polytechnikum. In alle fünf Abteilungen stellen wir nun zunächst einen leeren „Krempelkasten", auf dessen Stirnseite Wolf mit Rotstift den Titel der betreffenden Abteilung schreibt. In diesen Kasten kommt aller Kleinkram aus dem betreffenden Ressort, der durch einzelnes Aufstellen auf den Regalbrettern zu viel Platz beansprucht und beim Staubwischen wieder lästig werden würde. Und nun ordnet Wolf alles mit großer Freude und recht praktisch und übersichtlich in seine „Abteilungen" ein: Laubsägekasten und Hammergerät, Webstuhl und Bindfadenkörbchen in die Handwerkskammer; Mundharmonikas, Flöten, Geige und Noten in den Musiksalon; Versteinerungen, Schmetterlingssammlung, Knochen und Preßpflanzen ins Naturalienmuseum; Bumerang, Zwille, Luftbüchse, Kanonen und Schiffsmodelle ins Arsenal; Dampfmaschine, Merklinbaukasten, Telegraf und Eisenbahn ins Polytechnikum.

Das noch leere sechste Fach wird ein Allerlei-Fach für alles, was sonst nirgends hingehört. Es bekommt ebenfalls seinen leeren Kasten.

Nun geht es mit frischem Mut ans Bücherbrett. Wolf macht jetzt schon selbst seine Einteilung: Märchenfach, Heldensagen, Schulbücher, Allerlei. Wir achten noch darauf, daß die Bücherreihen nach Höhe und Breite auch dem Auge gefallen und sind zum Schluß mit unserer Leistung äußerst zufrieden. Wolf stellt überrascht fest, wieviel freien Platz er nun auf seinen Regalen gewonnen hat und freut sich über die übersichtliche und gefällige Anordnung nicht weniger als Mutti, die von nun an ganz ohne Seufzen und Stöhnen ihren Hausfrauenpflichten im Jungenszimmer gerecht werden kann. A. W.

Kann Ihr Kind denn noch nicht laufen?

Auf der Bank im Park treffe ich zwei junge Mütter mit ihren Kindern. Das eine, ein kleines blondes Mädelchen, turnt fröhlich im Wagen auf und ab und nur ein fester Gürtel, an dem es angeschnallt ist, schützt es vor dem Hinausfallen. Das andere, ein dicker, pausbäckiger Junge, liegt ruhig in

seinem Wagen und lächelt vergnüglich, wenn die Mutter es anspricht. Allmählich kommen die beiden Frauen ins Gespräch. „Wie alt ist denn Ihr Mädel?" fragt die eine. „Neun Monate." Die andere staunt. „Neun Monate, und schon so kräftig auf den Beinen? Denken Sie, mein Junge ist kaum einen Monat jünger und will noch nicht einmal sitzen!" Und nun geht es los in eifrigem Hin und Her, nachdem der Bann einmal gebrochen ist. Stolz weiß die Mutter des kleinen Mädchens über die frühen Künste ihres Sprößlings zu berichten. „Mit fünf Monaten hatte sie schon das erste Zähnchen... und mit einem halben Jahr konnte sie sich schon allein aufrichten... und das kann sie, und jenes... Die andere weiß nicht soviel zu berichten, und manchmal zieht ein trauriger Zug über ihr Gesicht. „Sollte ihrem kleinen Jungen denn etwas fehlen, daß er all diese Dinge noch nicht fertigbringt?" „Ich weiß nicht", meint die andere, „vielleicht sind seine Knochen nicht gesund? Oder es fehlt ihm sonst etwas?" Und sie wird nicht müde, die Vorzüge, die ihr kleines Mädelchen aufweist, zu preisen.

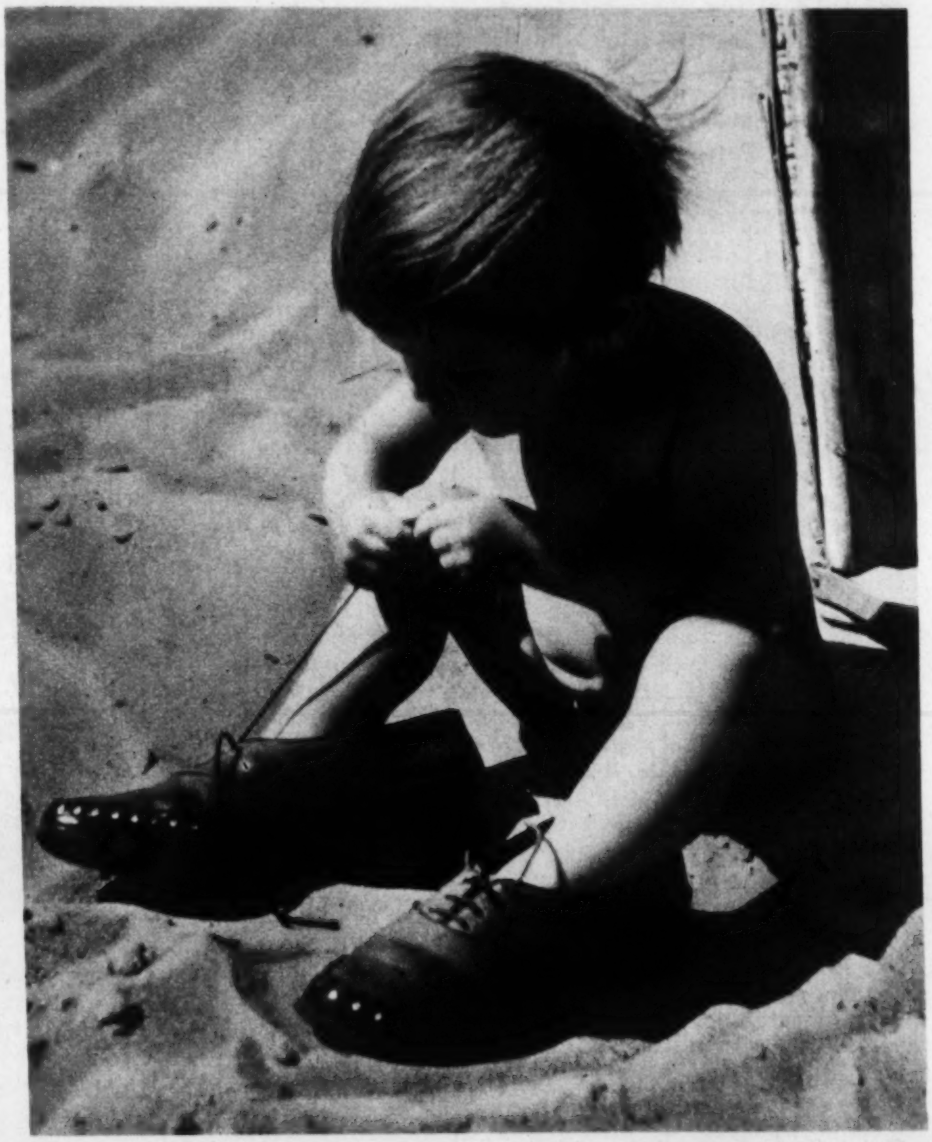
Solchen und ähnlichen Gesprächen können wir bei Müttern häufig begegnen. Dabei sind alle diese Befürchtungen meist falsch. Die Entwicklung des Säuglings wie des Kleinkindes schreiten in vollkommen verschiedenartigen Stufen und Rhythmen vor sich, und es ist durchaus kein Zeichen irgendeines krankhaften Zustandes, wenn sich ein Kind langsamer und geruhsamer entwickelt als das andere. Natürlich wird jede Mutter ihr Kind in gewissen Abständen vom Arzte beobachten lassen, insbesondere empfiehlt es sich, das Kind öfter auf die gefürchtete Rachitis untersuchen zu lassen, die häufig ein Grund für eine langsamere Entwicklung des kindlichen Knochenbaues ist. Wird der Mutter jedoch vom Arzt die vollständige Gesundheit des Kindes versichert, so ist jede Sorge über eine etwaige späte Entwicklung wirklich unnötig. Niemals sollte eine Mutter versuchen, dieser Entwicklung vorzugreifen, das Kind zum Sitzen oder zum Stehen anzuregen oder mit ihm zu „üben". Geduldig muß sie darauf warten, daß das Kind von sich aus diese Bestrebungen zeigt; es fühlt instinktiv am besten, was es leisten kann und was nicht. Jedoch empfiehlt sich eine Säuglingsgymnastik für Kinder, mit der man im Alter von ungefähr vier Monaten beginnen kann, sehr.

Ganz verkehrt und nicht sehr taktvoll ist es, wenn sich Mütter mit ihren schnell entwickelten Kindern brüsten. Gewiß kann man ihren Stolz darüber verstehen, daß ihr Kind blüht und gedeiht und gesund ist, aber niemals sollte sie anderen Müttern damit das Herz schwer machen. Das trifft besonders für eine Sache zu, die manchen Müttern häufig Sorge macht: die Sauberkeit des Kindes. Manchmal hört man von Müttern erzählen, daß ihre Kinder schon mit neun, zehn Monaten, ja, viele wollen sogar von noch früheren Zeitpunkten berichten, sauber waren. Hier muß gesagt werden, daß es manche Mütter gerade in diesem Punkte mit der Wahrheit nicht immer genau nehmen. Sie glauben, sich ihrer Erziehung besonders in solchen Fällen rühmen zu müssen. Wenn auch zugegeben werden muß, daß Erziehung gerade in diesem Falle eine ganze Menge vermag, so braucht jedoch die Mutter, deren Kind erst später sauber wird als ein anderes, nicht gleich zu befürchten, daß sie unfähig zur Erziehung ist, und daß sie Fehler gemacht hat. Gerade hier reagieren Kinder auch wieder vollkommen verschieden. Die einen haben sehr frühzeitig das Gefühl des Unbehagens und melden sich schon im Alter von wenigen Monaten, wenn ihre Windeln schmutzig sind, durch heftiges Geschrei, andere wieder stört der Schmutz nicht.

Genau so, wie der Zeitpunkt des Sitzen- und Laufenlernens ganz verschieden ausfällt, ist es auch mit dem Erlernen der Sprache. Im allgemeinen wird ein Kind, mit dem sich die Mutter viel beschäftigen kann, eher lernen, sich auszudrücken als ein anderes, das viel allein ist. Ebenso macht man die Beobachtung, daß Kinder, die im Kreise vieler Geschwister groß werden, sich schneller der Sprache bemächtigen als Einzelkinder oder Erstgeborene. Dennoch gibt es auch hier wieder Ausnahmen. Mütter vieler Kinder wissen häufig zu berichten, daß ihre Kinder im gleichen Alter ganz verschieden reagierten, obwohl die Mutter jedesmal die gleichen Erziehungsmethoden anwandte. Manche Kinder formen mit zwei Jahren kaum einige Worte, während andere wieder froh und lustig alles mögliche daherplappern und sich vollkommen ausdrücken können. Natürlich gilt vom Sprechen nicht dasselbe wie vom Laufen und Stehenlernen, jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, wo die Mutter fördernd und helfend eingreifen kann; und was machte wohl mehr Freude, als zu beobachten, wie das Kleine täglich neue Worte und Sätze unter ihrer Anleitung findet? Uebrigens mag an dieser Stelle manchen Müttern noch ein kleiner Ratschlag erteilt werden: niemals unterhalte sich die Mutter mit ihrem Kinde in der sogenannten „Kindersprache". So niedlich die Worte, wenn sie kindlich verstümmelt werden, im Munde der Kleinen klingen, so häßlich ist es, wenn man Kinder bewußt dahin erzieht, „kindlich zu sprechen". Sie lernen es dann nur schwerer, richtig zu sprechen und nach kurzer Zeit klingt es affektiert und albern...

Alle diesen Entwicklungsstufen sind aber bei allen Kindern ganz verschieden, und kaum sind sie jemals ein Zeichen für die Intelligenz oder den Gesundheitszustand des Kindes. Es ist wirklich unnötig, sich in dieser Richtung Sorgen zu machen, und niemals sollte sich eine Mutter von dem Gerede einer Nachbarin oder einer Freundin beeinflussen lassen. Gedeiht ihr Kind, hat es eine gesunde und frische Farbe, ist es fröhlich und guter Dinge, hat es einen guten Appetit, so fehlt ihm gewiß nichts. Das Kind entwickelt sich eben nach seinen eigenen, inneren, uns unbekannten Gesetzmäßigkeiten. Wir wollen froh und glücklich sein Erwachen betrachten und hüten. M. G.

Aufnahme: Dr. H. Weskamp



Wir schreiben an W

Aufnahmen:
Beatrice du Vinage
Jutta Selle

„...sere
...wei
...!"

Mein lieber Mann,

nun bist Du schon so lange fern von mir und den Kindern. Anfangs zählte ich die Tage, die ich ohne Dich sein mußte, dann die Wochen. Nun muß ich schon nach Monaten rechnen. Ja, selbst seit Deinem letzten Urlaub sind schon wieder Monate ins Land gegangen...

Glaube aber nicht, mich habe die Länge der Trennung kleinmütig gemacht. Nein — nach wie vor bin ich stolz, unbändig stolz, die Frau eines Soldaten zu sein, der draußen in vorderster Linie für sein Vaterland kämpft. Für sein Vaterland und — für uns...

Und, als Du uns auf zerknitterter Feldpostkarte mitteiltest, man habe Dir die Spange zum Eisernen Kreuz verliehen, da habe ich einen ganz großen Tag gehabt. Allen Menschen hätte ich es zurufen mögen: „Seht mich an, ich bin die Frau eines tapferen Soldaten, den der Führer mit dem schönsten und heiligsten aller Orden ausgezeichnet hat!" Getan habe ich's aber doch nicht. Ganz still vor Stolz und Glück bin ich einhergegangen, genau wie damals vor 22 Jahren, da ich noch ein kleines dummes Mädel war, das niemandem verraten durfte, daß es den Nachbarsohn, der als Jüngster in seiner Kompanie das Eiserne Kreuz erhielt, unbändig lieb hatte. Daß die Anerkennung, die Dir wurde, nicht geheim blieb, dafür haben Dein Sohn Wolfgang und Deine Tochter Ursula weidlich gesorgt. Und — lach nicht über Deine törichte Frau — mir will es sogar scheinen, als habe auch unser Nesthäkchen eine besondere Freude darüber empfunden: just an dem Tage, da Dein Gruß mit der freudigen Nachricht eintraf, gelangen ihm — auf wenn auch noch unsicheren Beinchen — die ersten Schritte...

Ja, unser Nesthäkchen! Du wirst es nicht wiedererkennen, so prächtig ist es gediehen. Gediehen trotz Sorge und Krieg. Es hat ja aber auch noch nichts zu entbehren brauchen; es ist glücklicher daran, als die Kleinkinder während der letzten Kriegs- und der ersten Nachkriegsjahre, die zwar nichts vom Kriege wußten, ihm aber durch die barbarische Kriegführung unserer Feinde zum Opfer fielen. Wie dankbar müssen doch gerade wir Mütter unserer Staatsführung sein, die uns durch weise Voraussicht das ersparte, woran die Müttergeneration vor uns zerbrach, daß sie nämlich zusehen mußte, wie ihre Kinder hungerten.

Und wie dankbar müssen wir Euch sein, Euch und Euren Führern, daß Ihr unserm Land und unserer Heimat und damit uns durch Eure Tapferkeit die Schrecken des Krieges fernhieltet. Wie furchtbar der Krieg sein kann, das haben uns in der Heimat die Film-Wochenschauen gezeigt. Vielleicht verstehst Du mich, wenn ich Dir sage, daß ich sie mir anfangs nicht ansehen wollte. Es war ein bißchen Feigheit dabei, ich wollte meinen Tag mit allen seinen Pflichten leben, ohne zu wissen, wie schwer und fürchterlich Euer Tag da draußen ist. Aber Wolfgang ließ mir keine Ruhe, und so bin ich dann mit ihm und Ursula ins Kino gegangen. Den Wolfgang hättest Du dabei

… Vater ins Feld

Aufnahmen:
Dr. Heinrich Weskamp
Heinrich Richter

„…sere …wei …“

Inge möchte aufs Land!

Diese beiden kennen nur Soldaten…

sehen sollen! Rein aus dem Häuschen war der Junge: die Augen weit aufgerissen, schien es, als ob er die packenden Bilder auf der Leinwand verschlingen wollte, als ob er sie tief in sein Herz eingraben wollte. Und manchmal schrie er auf vor Begeisterung: „Vater ist auch dabei, mein Vater…!“ Ganz still ist die Ursula neben mir gesessen und hat meine Hand gehalten, und wenn die Stukas aufheulten und die Panzer dröhnten und die Geschütze krachten, dann hat sie die Augen geschlossen, dann hat sie meine Hand noch fester gehalten und leise: „Mutter — Mutter!“ gesagt. Und ich? Du warst mir nie so nahe, wie in jener Stunde, lieber Mann, und nie war ich so ganz bei Dir wie in jener Stunde. Meine Seele erlebte mit. Still habe ich am Abend meine Hände gefaltet und einmal mehr dem Herrgott gedankt, der uns den Führer geschenkt hat und tapfere Soldaten, die uns das Leid fernhielten, das über die Menschen und insbesondere die Mütter der Landschaften gekommen ist, über die der deutsche Soldat in Erfüllung einer hohen sittlichen Aufgabe schreiten muß. Ausrotten, ausbrennen müßt Ihr die Brut der ewigen Unruhestifter, die den Frieden nicht wollen, denen Menschheitsleid nichts bedeutet und um derentwillen Du das zweite Mal zum Kampfe antreten mußtest.

Wie klein erscheinen mir in Ansehung Eurer Leistungen, Eurer Strapazen und Eurer Tapferkeit die Aufgaben, die uns Daheimgebliebenen zugefallen sind. Ich habe ja nie Grund zu ernstlicher Klage gehabt und verschweige Dir „aus taktischen Gründen“ (staunst Du nicht über die militärischen Ausdrücke Deiner Frau?) auch jetzt nichts, wenn ich Dir versichere, daß es uns gut geht. Wolfgang und Ursula helfen mir nach Kräften in der Wirtschaft und im Garten und scheinen auch in der Schule ihre Pflicht zu tun. Still und besonnen geht hier zu Hause jeder seiner Arbeit nach, von der er weiß, daß sie dem großen Ganzen dient.

Ja, das haben sie alle begriffen, daß der Kampf der Waffen nicht durchgestanden werden kann, wenn die Heimat sich nicht in die Front einreiht. Und es ist wohltuend, wie man uns „Kriegerfrauen“ Sorgen abzunehmen und die Bürde des männerlosen Haushaltes zu erleichtern bemüht ist. Hier tut die NSV. unendlich viel; aber auch die Behörden lassen erkennen, daß im neuen Staate Ordnung und Korrektheit nicht darüber zugrundegehen zu brauchen, wenn deren Hüter sich menschliches Verstehen zur obersten Pflicht machen. Auch das Wort „Nachbarhilfe“ ist kein papierener Begriff. Hättest Du es für möglich gehalten, daß die vergnitterte Frau H., die sich doch früher dauernd über unsere Kinder beschwerte, mir einmal anbieten würde, diese einen Tag über zu betreuen, oder daß Herr G., von dem wir meinten, er würde noch einmal über seine Vornehmheit stolpern, eines Morgens mit dem Spaten bewaffnet in unserem Garten erscheinen würde, um mir beim Umgraben zu helfen?! Und selbst Herr R., mit dem wir damals

…sichern wir

…Hier siehst du eine künftige Hausfrau am Werk!…

Was die Väter gläubig wähnten,
was sie hoffnungsvoll ersehnten,
was sie wollten, das sind wir!

Ihrer Herzen Aufwärtsflammen,
all ihr Segnen und Verdammen,
ihre Saat gilt dir und mir.

Aufnahmen von Dr. H. Weskamp

die dumme Sache mit den Hühnern hatten — wir waren ja nicht ganz schuldlos, nicht wahr? — versäumt nie, mir einen guten Morgen zu wünschen und mir mit freundnachbarlichem Wort und Rat zur Seite zu stehen. Du glaubst nicht, wie froh mich diese noble Haltung macht! Freunde und Helfer ringsum, fällt es mir nicht schwer, tapfer und froh in den Tag zu schauen, meine Arbeit zu tun und gläubig dem deutschen Sieg und Deiner glücklichen Heimkehr entgegenzusehen.

Alle meine guten Wünsche und alle meine Gedanken sind bei Dir, Du mein lieber, tapferer Mann. Mit mir grüßt Dich Deine Heimat.

In Liebe und in treuem Gedenken
bin ich
Deine Hertha.

Lieber Vater!

Ich melde, daß Dein Sohn sehr stolz auf seinen Vater ist. Noch viel, viel stolzer, als er es bisher war. Ich war nämlich schon sehr stolz, als Du Soldat wurdest. Als Du nach Beendigung des Polenfeldzuges an den Westwall kamst und dann nach langer Kampfpause den ersten Gruß aus der großen Schlacht in Flandern schicktest, da habe ich die andern Jungen, deren Väter zu Hause oder nicht an der Front waren, nicht mehr angesehen. Was soll ich nun machen, da Du zum zweiten Male das Eiserne Kreuz gekriegt hast?!

Ich hatte mir das so fein ausgedacht, wie ich die Jungs von meinem Jungzug mit der Nachricht überraschen wollte. Platzen sollten sie vor Neid. Aber es kam ganz anders. Der Karlheinz H., unser Jungzugführer, hatte schon von der Sache Wind gekriegt. Ich weiß nicht, woher. Vielleicht von Ursula, der er den Korb mit Sellerie- und Porreepflanzen nach Hause tragen half. Kurz und gut, ehe ich den Jungen beim Jungvolkdienst etwas erzählen konnte, ließ er den Zug antreten, ausrichten und stillstehen. Dann rief er mich vor die Front. „Jungs", sagte er darauf, „der Vater unseres Wolfgang P. ist bei den Kämpfen im Westen mit der Spange zum EK. ausgezeichnet worden. Wir freuen uns mit unserem Kameraden Wolfgang darüber und grüßen den tapferen Vater und alle tapferen Soldaten mit einem dreifachen Sieg Heil!"

Ja, so verpatzte mir der Karlheinz H. meine Sensation. Aber ich bin ihm deswegen nicht böse. Im Gegenteil, ich bin ihm sehr gut, weil er Dich so vor allen Jungen geehrt hat. Und mich mit Dir. Nachher auf dem Heimabend hat er gesagt, wir müßten es uns wohl abgewöhnen, immer von „verkalkten Vätern" zu reden. Auch von „verkalkten Lehrern". Denn draußen an der Front stünden diese alten Krieger den jungen in nichts nach; an wertvollster Erfahrung seien sie ihnen sogar oft überlegen. Wie im Polenfeldzug hätten sie das wieder in Flandern bewiesen ...

Ich brenne nun darauf, zu erfahren, wo und wofür Du die Spange bekommen hast. Denn auch wir Jungs wissen schon, daß es in diesem Krieg keine Auszeichnungen ohne entsprechende Verdienste gibt, und daß Ihr von der Infanterie es am schwersten habt, euch irgendwie hervorzutun. Neulich bei der Wochenschau — die ist ja ganz groß! — habe ich immer aufgepaßt, ob ich Dich nicht mal im Bilde sehen würde. Leider aber nicht. Vielleicht in einer der nächsten. Wenn, dann lade ich den ganzen Jungzug ins Kino ein. Meine Sparbüchse würde das gerade ertragen ... Wenn auch dann aus der Ferienfahrt nichts wird.

Aus dieser wird vielleicht sowieso nichts. Wir haben uns nämlich alle zur Erntehilfe gemeldet.

Daß sie nicht vergebens flehten
in beschwörenden Gebeten,
dazu wurden du und ich.

Drum nur eines laßt uns denken,
an die Söhne weiterschenken:
Deutsch zu bleiben ewiglich!

Worte von Gustav Schüler

Hoffentlich bin ich mit dabei, wenn aus unseren Reihen die Landhelfer ausgesucht werden.

So, lieber Vater, mehr weiß ich Dir nicht zu berichten. Außerdem habe ich keine Zeit; wir haben heute ein Geländespiel gegen die Jungen von N.-dorf. Die werden wir tüchtig verdreschen.

Heil Hitler!

Dein Sohn Wolfgang.

Liebster Vati,

ich gratuliere Dir von Herzen zum Eisernen Kreuz. Ich bin sehr stolz, daß mein lieber Vati es erhalten hat. Unsere Lehrerin hat uns etwas aus der Geschichte des Eisernen Kreuzes erzählt; ich wußte aber schon vorher, was dieser Orden bedeutet.

In aller meiner Freude muß ich aber immer daran denken, in wie großer Gefahr Du wohl gewesen bist, als Du Dir das Eiserne Kreuz verdientest. Mit Mutti und Wolfgang habe ich ja die Wochenschau vom Kriegsschauplatz gesehen. Manchmal mußte ich die Augen zumachen, und nachts habe ich von den Panzerwagen und den Kanonen geträumt. Wie könnt Ihr den schrecklichen Lärm nur ertragen?! Wolfgang sagt: „Männer können das sowieso ..."

Ich bin froh, daß wir hier keinen Krieg haben. Hier brennen keine Städte und Dörfer, hier gibt es keine zerschossenen Bahnhöfe und keine gesprengten Brücken. Hier blühen die Gärten, und auf den Feldern reift das Korn, und hier können alle Menschen ruhig und ungestört arbeiten. In der Heimat ist Friede.

Aber wir denken an den Krieg und an Dich und an alle Soldaten, und auch wir Kinder helfen den Krieg gewinnen. In der Schule ist uns gesagt worden, daß Fleiß und Pflichttreue, Ordnung und Sparsamkeit unsere Waffen im Kampfe seien. Ich bemühe mich, danach zu handeln. Meine Klasse hält bei der Altstoffsammlung den Rekord. Drei Nachmittage sind Liesel W. und ich mit unserem Handwagen von Tür zu Tür gegangen und Berge von Altpapier, Lumpen und Knochen, Korken und Staniol haben wir abliefern können. Die Alteisensammlung ist Sache der Jungen. Unsere neueste „Kriegsarbeit" ist die Sammlung von Heilkräutern. Du glaubst gar nicht, liebster Vati, an was für Kostbarkeiten wir früher in Wald und Feld achtlos vorübergegangen sind! Auf Birken-, Linden-, Brombeer- und Himbeerblätter haben wir es in erster Linie abgesehen. Uebermorgen will uns unser Naturkundelehrer im Rahmen einer Schulwanderung auf eine Reihe von Gewürzpflanzen aufmerksam machen, die eine Menge ausländischer Gewürze, für die wir Devisen bezahlen müssen, vollwertig ersetzen. Wenn Du nun einmal auf Urlaub kommst, wirst Du raten müssen, wonach die Suppe oder die Tunke so gut schmeckt ...

Ja und dann muß ich Dir doch erzählen, was meine Kaninchen machen. Mucki, die weiße Häsin, hat sieben Junge gekriegt. Herzige Dinger sind es. Alle schwarzweiß gefleckt und riesig munter. Ja, das ist meine Zucht, da darf niemand heran. Nur Bübchen darf sie mal streicheln. Dann quietscht der kleine Kerl vor Vergnügen.

Während der kommenden Ferien plant unsere Jungmädelschaft eine Fahrt. Ich mache sie aber nicht mit, so gern ich schon möchte. Ich kann doch die Mutti mit dem Bübchen und dem Garten und dann noch mit meinen Kaninchen nicht allein lassen. Ueberhaupt, da Wolfgang jedenfalls zur Landhilfe einberufen wird.

Nun sei recht herzlich gegrüßt, Du mein Herzensvati, und einen Kuß kriegst Du auch

von Deiner

Ursula.

Die bunte Seite

Sieg in der Mädchenklasse

Bevor die neue Lehrerin vor die Klasse tritt, nimmt der Schulleiter sie beiseite. „Ja", sagt er nachdenklich, während seine Blicke die neue Kollegin einschätzend mustern, „Sie übernehmen da eine Klasse, die durch den oftmaligen Lehrerwechsel, der ja leider notwendig war, ein wenig durcheinandergekommen ist. Leicht werden Sie es mit den 13 und 14 Jahre alten Mädel wohl nicht haben, fürchte ich. Aber ich denke, mit Geduld und Strenge, besonders wohl mit Geduld, werden Sie es schon schaffen. Nun ja, Sie stehen ja nicht zum erstenmal vor einer Klasse. Sind zwar länger raus gewesen aus unserem Beruf, aber was man einmal konnte, verliert man ja nicht. Besonders nicht ein Lehrer, wenn er ein Pädagoge ist." Die Lehrerin nickt ein wenig den Kopf. Sie ist nicht mehr jung, war manches Jahr nicht mehr in der Schule, aber als Lehrersfrau hat sie immer Anteil an dem genommen, was ihr Herz einmal so ganz ausfüllte. Nun hat der Krieg sie wieder gerufen. Zwei Jungen hat sie, und beide stehen sie im Felde. Jetzt ziehen sich schon viele graue Fäden durch ihr einstmals blondes Haar, und um Augen und Mund zeigen sich manche Falten und Fältchen. Aber die Augen sind immer noch so strahlend wie einst und so blau und tief, das man meint, bis ganz tief unten sehen zu können. Und dort unten ahnt man Liebe. Als der Schulleiter sie so sinnend ansieht und in ihrem Ohr noch das Wort Geduld klingt, setzt sie leise aber überzeugt hinzu: „Ja, mit Geduld und mit Liebe!" Der Schulleiter nickt und sagt dann weiter: „Ja, ohne sie wird nichts Rechtes anzufangen sein. Aber sie muß mit Strenge gepaart bleiben, sonst schaffen Sie es nicht. Denn da ist eine unter den Mädchen, die man bald nicht mehr die Uebermütigste nennen darf, das ist schon mehr eine freche und ungezogene Göhre, mit der Sie viel Aerger haben werden. Sie ist schwer zu bändigen. Heute noch mehr, da auch deren Vater draußen steht. Die Mutter ist zwar eine herzensgute Frau, aber zu schwach gegen diesen Wildling. Dabei ist sie nicht unbegabt, auch nicht faul, aber zu ungebärdig und immer voll dummer Flausen. Wie gesagt, schwer zu bändigen. Ich hatte meine Last mit ihr." Die Lehrerin lächelt. „Ich werde es auch mit ihr versuchen", antwortet sie schlicht. Und dann läutet die Schulglocke. Sie gehen beide in die Klasse, wo die Mädchen schon gespannt und erwartungsvoll auf sie warten.

Natürlich hören sie nicht die Worte des Schulleiters, der sie ermahnt, sie sehen nur das „Fräulein". Die Musterung scheint nicht befriedigt ausgefallen zu sein, denn nach und nach verlieren sich die aufmerksamen Augen und wenden sich Dingen zu, die mit der Schule weniger zu tun haben. Sie haben ein älteres „Fräulein" gesehen, mit etwas schütterem Haar, mit Falten und Runzeln. Und sie glauben sogar eine etwas linkische Unsicherheit an ihm festgestellt zu haben. Ihnen sagt das Haar noch nichts, sie lesen in den Zügen der Frau noch keine Lebenserfahrung und Lebensmeisterung, ihnen bleiben die Augen noch ausdruckslos. Sie spüren nur den Altersunterschied, und gegen den sind sie irgendwie feindselig eingestellt. Sie wollten ein „junges Fräulein" haben oder einen jungen Lehrer, für den sie sich begeistern können. Und darum beschließen sie — ohne daß es einer Absprache bedurft hätte —, dem neuen „Fräulein" das Leben schwer zu machen.

Die erste Stunde vergeht. Noch ist nichts vorgefallen, das der neuen Lehrerin Grund gegeben hätte, ein mahnendes Wort zu sprechen. Aber sie spürt, daß die Klasse sie wie einen Gegner beobachtet, um ihre Schwäche herauszufinden, doch stört sie das nicht. Sie kennt ihre „Reserven". Als sie zu Beginn der nächsten Stunde die Klasse betritt, fliegen ein paar Papierkugeln durch das Klassenzimmer. Wie wird sich das „Fräulein" nun benehmen? Wie wird sie darauf reagieren? Wird sie versuchen, die Schuldigen herauszufinden, um sie wegen „ungebührlichen Benehmens" zu bestrafen? Die Lehrerin aber denkt: also Kampf! Gut, den sollen sie haben, allerdings wird sie das Schlachtfeld, auf dem dieser Kampf ausgetragen werden soll, bestimmen. Es soll ein Kampfplatz werden, der der Schule entspricht. Mit einem überlegenen, kaum merkbaren Lächeln stellt sich die Lehrerin vor das Klassenpult und spricht und fragt. Sie hat sich ihre Taktik zurechtgelegt. Sie muß zuerst einmal feststellen, wes Geistes Kinder es sind, die ihr nunmehr anvertraut wurden. So achtet sie mit keinem Blick, mit keiner Bewegung auf die Papierkugeln, sondern stellt ihre Fragen. Daß sie dabei die vorlautesten Mädel bevorzugt, ist wohl nur ein Zufall. „Das weiß ich nicht", diese Antwort ist vorherrschend. „Das wißt ihr noch nicht? Nun, das wundert mich sehr. Ihr müßtet das eigentlich längst wissen. Aber weiter..." Eine neue Frage. Wieder „ich weiß es nicht, wir haben das noch nicht gehabt". Die Papierkugeln werden spärlicher. Es nützt nichts, daß sich die „freche und ungezogene Göhre" hinter dem Rücken ihrer Kameradin zu verbergen sucht, das „Fräulein" findet sie jedesmal, wenn sie eine Antwort nicht weiß. Das verwirrt sie, sie bäumt sich innerlich gegen das „Fräulein" auf, zupft erregt Papier und zerreibt es, formt es zu Papierkügelchen, schnippt das eine und das andere ins Zimmer, aber nun hat sie selber keine Freude mehr daran. Dabei achtet sie nicht mehr auf die Fragen, auf die schon mehr Mädel Antworten wissen. Als ihr die Lehrerin dann noch ganz unvermittelt eine leichte Frage stellt, steht sie blamiert vor der Klasse. Das Lächeln, das auf dem Gesicht der Lehrerin steht, eilt von Mädel zu Mädel, wird zum Lachen, zum Gebrüll. Nun ist sie restlos geschlagen. Mit einer knappen Handbewegung hat sich die Lehrerin Ruhe und Aufmerksamkeit verschafft. Sie geht über diesen Zwischenfall hinweg, als sei er nicht gewesen und sagt schließlich: „Ich sehe, wir werden weit zurück anfangen müssen, damit ihr das könnt, was Schülerinnen in eurem Alter zumindest wissen müssen."

Damit zerschlug das neue „Fräulein" die Revolution. M. C.

Mein schweigsames Kind

„Fehlt dem Kinde was? Es ist ja so still?" — „Ja, Sie mögen es glauben oder nicht, mein Kind ist immer so still, und ich habe mich über so viel Schweigsamkeit bei einer Dreijährigen schon oft geängstet. Aber sicher ohne jeden Grund. Das Schönste ist für eine Mutter, ein „aufgewecktes Kind" zu haben, denn es ist zugleich das leicht erziehbare Kind. Es teilt mit und läßt sich gern mitteilen, es fragt viel und antwortet gern. Die Mutter weiß Bescheid, wie es in dem Kindergemüt aussieht und kann aufsteigende Gewitterwolken und Störungen rasch beseitigen. Ganz anders und viel schwieriger steht es mit dem „Schweigekind". Meistens sind es die Kinder, die spät sprechen lernten und dann die Umwelt mit fertigen Sätzen überraschten, sich sozusagen ruckweise entwickelten. „Nun ist der Knoten gelöst!" freut sich die Mutter. Aber den stillen Kindern bilden sich immer wieder neue Entwicklungsknötchen und Knoten, die zu lösen nicht nur mütterlicher Geduld, sondern vor allem eben einfach der Zeit überlassen bleiben müssen. „Ich weiß gar nicht, was in meinem Kinde vorgeht, so ein verstocktes kleines Wesen, oft bekommt man erst auf die dritte Frage eine Antwort. Soll ich das Kind schlagen für seine Schweigsamkeit?" — „Das tun Sie bitte ja nicht, das wäre grundverkehrt. Das stille Kind ist oft sehr empfindlich und meist phantasiebegabt. Irgendwie bleibt es auch im Kindergarten das „Schweigekind"; es sucht sich die Spiele heraus, die es unabhängig machen von anderen Kindern, und ein „verstockter Sünder" wird aus dem „stillvergnügten" meistens erst, wenn ihm die Umwelt gewaltsam beikommt. Ich habe oft von meinem „Schweigekind" die unverblümte Antwort bekommen: „Stör mich doch nicht, Mutti!" Das bewies mir, daß ich tatsächlich was gestört hatte, wozu mir, weil es eben in der Natur der Sache lag, der Zugang versperrt war. Bei schwierigen Kindern ist es doppelt schwer, sich das Vertrauen zu bewahren,

aber auch doppelt kostbar. Lassen wir dem „stillvergnügten“ Kind seine kleinen zärtlichen Geheimnisse. Jeder erwachsene Mensch hat seine schweigsamen Tage, das Kind auch. Deshalb braucht ihm nichts zu fehlen. Oft erlebt man es, daß alle Kinder später tatkräftige, lebhafte Menschen werden. A. H.

Der Bettnässer

Rudi ist der einzige Junge. Er ist vier Jahre alt, nicht eben groß, aber kräftig gebaut und die Grübchen seines Lächelns sind unwiderstehlich.

Er ist ein Bettnässer.

Dieser letztere Umstand bildet den Familienkummer im allgemeinen und den der Großmutter im besonderen. Rudi schläft bei der Großmutter und die allnächtliche Bescherung ist der an peinliche Sauberkeit gewöhnten Frau ein Greuel. Der Sünder ist das Jüngste und wenn es Streit gibt, hänseln ihn die beiden Schwestern wegen seiner Unart, worüber Rudi wütend werden kann.

Was die Mutter dem kleinen Sünder schon zugeredet hat, mit guten und mit schlimmen Worten: ohne Erfolg.

Schließlich schaltet sich auch noch der Vater ein. Worte wären genug gewechselt. Der Bursche müsse zum Facharzt. Am Ende hätte sich doch eine organische Ursache eingeschlichen. Der Arzt jedoch kann nur gesunde Organe feststellen. Und weil er sehr in Anspruch genommen ist, begnügt sich die Mutter mit dem Bescheid und eine eingehendere Aussprache, die sie eigentlich vorgehabt hatte, unterbleibt. Er hat himmelblaue Augen und bezaubernde Grübchen. Aber das Bettnässen läßt er nicht.

Bis die Tante mit dem Vetter Fritz auf Besuch kommt. Die Tante war vor ihrer Verheiratung Lehrerin und arbeitet auch jetzt noch an einer Erziehungsberatungsstelle mit. Fritz und Rudi sind gleichaltrig. Ueberhaupt haben sie viel gemeinsam, die beiden Bürschchen. Nur daß Fritz kein Bettnässer ist. Er trägt im Gegenteil einen feinen, blauen Schlafanzug, von dem Rudi mächtig beeinflußt wird. Auch einen solch feinen Schlafanzug, statt des gewöhnlichen Hemdes zu besitzen, ist jetzt das Ziel seiner stillen Wünsche.

Rudis Unart konnte natürlich dem Besuch auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Ihr Bekanntwerden hatte zweierlei zur Folge. Eine erste, aber grimmige Schlägerei unter den beiden Jungen, da Fritz den Rudi weidlich ausgelacht hatte und zwischen den beiden Müttern eine eingehende Besprechung der heiklen Geschichte.

Auf ausdrücklichen Wunsch der Tante erfuhr die Familienöffentlichkeit weder etwas von der Tatsache dieser Besprechung, noch von ihren nächsten Folgen. Nur beschäftigt sich die Tante von dem Tag ab unauffällig mehr mit ihrem lieben Neffen Rudi. Sie zog ihn auf den Spaziergängen zu sich heran, drang in seine Spielwelt ein und versuchte insbesondere in jene abgedichteten Bezirke des kleinen Mannes vorzustoßen, wo die konkreten Wünsche seines Geltungsbedürfnisses verborgen liegen müßten.

Nach einiger Zeit war die Tante im Bild. An der Erziehungsberatungsstelle gab es oft schwierigere Fälle zu klären. Zwei Wünsche schwebten Rudi zur Erhöhung seines Persönchens vor: einen Schlafanzug zu haben wie der Vetter Fritz und im eigenen Zimmer ein eigenes Bett.

Den Schlafanzug einzukaufen ging die Tante selbst mit ihm ins Geschäft. Der junge Herr, sagte sie zu der Verkäuferin augenzwinkernd, der junge Herr wünschte einen Schlafanzug.

Der junge Herr! Rudi wuchs dabei um Daumenbreite.

Die Verkäuferin lächelte verständnisinnig und legte dem jungen Herrn verschiedene Muster vor. Bescheiden stand die Tante im Hintergrund. Mit Hilfe der Verkäuferin wählte er schließlich jenen aus, der dieser von der Tante durch einen Wink bezeichnet worden war.

Auf dem Heimweg löste sich Rudi plötzlich von der führenden Rechten seiner Tante, um hinter ihr einen Bogen auf die linke Seite zu schlagen. Weißt du, Tante, sagte er, ein richtiger Kavalier läßt seine Dame immer rechts gehen. Die Dame machte ein sehr beglücktes Gesicht. Sie war ganz in ihrem Element. Beide kamen recht zufrieden heim.

Daheim hatte Mutti wegen eines eigenen Zimmers auch schon Rat geschafft. Ein paar kräftige Männer waren gekommen und hatten aus dem kleinen Schrankzimmer alles hinausgetragen auf den Speicher, dafür eine frischgestrichene Bettstelle mit blütenweißer Wäsche und Rudis Spielschrank hineingestellt.

Sprachlos steht Rudi eines Atems Länge an der Schwelle zu dem verwirklichten Reich seiner Träume. Schier feierlich nimmt er den Schlafanzug aus der Tasche und legt ihn behutsam auf die seidig glänzende Decke.

Ueber die Schulter der Tante schaut der Vater ins Zimmer. Nun, sagt er, nun wirst du auch —.

Ja, ja, fällt ihm die Tante ins Wort, nun wird er gleich bei Tisch erscheinen. Komm Rudi, die andern warten schon.

Der Vater reibt sich die Gegend der Rippen, wohin ihm die Tante einen Stoß versetzt hat. Männer haben doch recht wenig Verständnis für diese Verhältnisse. Leicht, daß die Vollendung des väterlichen Satzes: nun wirst du auch dein Bett nicht mehr beschmutzen, du kleines Ferkel? den ganzen Erfolg der Aktion, der das Erziehungstalent der Tante schon nach wenigen Tagen in so hellem Licht erstrahlen läßt, zu Fall gebracht hätte. L. W.

Aufnahme: Elisabeth Hase

Aufnahmen: Dr. Weskamp

Verpflanzte Menschen

Roman von Christine Holstein

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten; Copyright 1939 by v. Hase & Koehler, Leipzig

19. Fortsetzung.

Eines Tages, als Helmut wieder an seine Arbeit ging und an Rositas Haus vorüberkam, schaute ihre Mutter aus dem Fenster und rief ihm zu: „Ihre Braut ist zu Hause."

Der Junge stutzte. Er war ganz baff. Seine . . . Braut . . . verlobt . . .? Dann dachte er, es sei ein Scherz, lachte und ging weiter. Am Abend erwartete ihn Rosita auf der Plaza und überhäufte ihn mit den bittersten Vorwürfen, klagend und tränenvoll schauten ihre großen schwarzen Kulleraugen zu ihm auf, und plötzlich drang sie leidenschaftlich auf ihn ein: „Me da un beso? Me da un beso?" (Gibst du mir nicht einen Kuß?)

Dem guten Jungen wurde schwül zumute, aber er widerstand, tat, als verstehe er nicht, was sie wollte. Nun bat sie ihn dringend, ihr doch einen Brief zu schreiben. Helmut wollte nicht gern und machte Ausflüchte, er könne nicht spanisch schreiben. Darauf sagte sie, das schade nichts. Sie könne schriftlich deutsch verstehen. Nun, dachte Helmut, wenn sie so gern will, warum soll ich ihr nicht die Freude machen? Und er schrieb ihr auf einem Kalenderblatt ein paar belanglose Zeilen, mit der Unterschrift: „Viele Grüße Helmut."

Am nächsten Tage erhielt er auf der Tabak-Companie einen Brief, der die Anschrift trug:

Senor

Viele Grüße Helmut

Bonpland

Compania nacional de Tabacos.

Der Junge kriegte einen ganz roten Kopf, als er den Brief las. Er war natürlich von Rosita und enthielt Koseworte und Liebesbeteuerungen, ihm wurde ganz anders. Er vermied es nun, über die Plaza zu gehen, und machte einen weiten Umweg, um nicht an Rositas Haus vorüberzukommen. Aber der Skandal war schon fertig. Rosita hatte sich Helmuts Brief von dem Sohne des Gastwirtes, wo sein Vater wohnte, übersetzen lassen, und der Vater nahm ihn streng ins Gebet. Ganz Bonpland sprach darüber. Als Rositas Mutter einmal des jungen Menschen habhaft wurde, stürzte sie auf ihn zu, fuchtelte ganz rabiat mit beiden Fäusten vor seinen Augen herum und überhäufte ihn mit einer Flut von Scheltworten, Rosita selber ging mit stolzgetragenem Köpfchen, aber einem großen vorwurfsvollen Klageblick an ihm vorüber. Der düstere Bruder erklärte ihm, daß die ganze Familie geglaubt habe, er werde Rosita heiraten. Sein Verhalten wurde ihm schwer übelgenommen, auch von der Bevölkerung, da er sich ja öfter mit Rosita gezeigt hatte. Nur der angesehenen Stellung seines Vaters war es zu danken, daß er noch so aus dieser Sache herauskam.

Mit der Zeit entfremdete sich Helmut den Seinen immer mehr. Sonntags ritt er meist weg. Mit einem Freunde ritt er zu Hochzeiten, Tanzvergnügungen und Pferderennen. Die Rennen waren hier sehr einfach; sie fanden gewöhnlich am Sonntagnachmittag auf dem freien Platz vor irgendeinem Gasthaus statt. Es liefen immer nur zwei Pferde. Wetten wurden abgeschlossen, auch ein Schiedsrichter war da. Abends wurden die Pferde angebunden, und alles ging hinein zum Tanz. Die Gasthäuser waren meist Wellblechbuden mit einem langen, kahlen Saal, wo nach einer Ziehharmonika getanzt und dabei dem Zuckerrohrschnaps fleißig zugesprochen wurde. Das Messer saß immer sehr lose im Gürtel, und wenn Eifersucht oder politische Leidenschaft die Männer entflammte, dann blitzten die Messer, und die Revolver krachten los. Helmut machte das alles mit; einmal war er in einer Nacht auf drei Bällen und ritt vom letzten gleich nach seiner Arbeitsstelle.

Sorgenvoll sahen die Eltern diesem Treiben zu. Der Vater nahm sich ihn scharf vor und verbot ihm das Herumtreiben. Es kam zu einer erregten Auseinandersetzung.

Helmut machte seinen Eltern die leidenschaftlichsten Vorstellungen, daß er zurück nach Deutschland wolle. „Dieses Land ist nichts für mich! Ich gehe hier zugrunde!" rief er. Es klang wie ein Aufschrei, und der Junge sah so unglücklich und verwildert aus, daß die Eltern erschraken. Nach einer langen, schweren Pause sagte der Vater: „Nun gut, ich werde bei den Verwandten in Deutschland anfragen, ob du bei ihnen unterkommen kannst. Vielleicht in dem Geschäft deines Onkels.

„Vielleicht könnte ich auch bei der Reichswehr eintreten."

„Auch bei der Reichswehr will ich anfragen. Aber wie denkst du dir das Hinüberkommen? Wie die Sachen stehen, würde ich dir das Geld zur Ueberfahrt geben, wenn ich's hätte. Aber ich hab's nicht."

„Ich gehe als Ueberarbeiter auf ein Schiff."

Der Vater schwieg dazu. Aber er hielt Wort. Er schrieb an die Verwandten, das Reichswehrministerium und noch an einige andere Stellen. Von allen Seiten bekam er abschlägigen Bescheid.

Die Verwandten schrieben: „. . . Der Junge soll um Gottes willen bleiben, wo er ist. In Deutschland sind die Verhältnisse furchtbar. Die Banken verkrachen, altrenommierte Geschäfte müssen Konkurs ansagen, große Betriebe werden stillgelegt. Millionen Arbeitslose stehen auf der Straße."

Rohde gab dem Jungen die Briefe. Er las sie und gab sie stumm zurück.

„Du siehst, wie es in Deutschland steht."

„Ach, es wird nicht so bleiben."

„Helmut", sagte der Vater ernst, „sieh mich an und antworte mir: Habe ich nicht versucht, was ich konnte."

Der Junge gab es zu.

„Und siehst du ein, daß es unter diesen Umständen ein Wahnsinn ist, was du willst? Kein Geld zur Ueberfahrt, drüben kein Unterkommen, keine Arbeit."

Der Junge schwieg.

„Helmut, was willst du tun?!"

Der Junge zuckte die Achseln und starrte verbissen vor sich hin. Die Eltern sahen sich mit einem langen, sorgenvollen Blicke an.

*

Das Jahr 1933 war gekommen, das in Deutschland die große nationale Erhebung brachte. Im Ausland sickerten die Nachrichten nur langsam und spärlich durch. Rohdes erfuhren es durch die „La-Plata-Zeitung". Ihre Freude war stark und lebhaft, wie bei allen Auslandsdeutschen. Bisher hatten sie sich mehr oder weniger gedrückt und geduldet gefühlt: die Niemandskinder, „pobres Alemanes". Jetzt konnten sie wieder stolz und frei die Köpfe heben, wenn von Deutschland die Rede war. Und auch die Kinder nahmen lebhaft und begeistert teil. Ekkehart saß abends auf dem Rasen und spielte auf seiner Mundharmonika: „Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen . . ." und „Sturm, Sturm . . . Deutschland erwache!!" Und wenn die kleinen Spanier, Indianer und Neger dem fünfjährigen Wolfgang, um ihn zu necken, in gebrochenem Deutsch den Namen des Führers nachriefen: „Itler! Itler!" dann antwortete er freudestrahlend: „Este a mi me gusta." (Das gefällt mir gut.)

Die Eltern Rohde hatten die Nachricht früher erfahren als ihr Sohn Helmut. Rohde hatte sie am Sonnabend mitgebracht. Nun blieben sie wach und warteten auf ihn, bis er in später Nacht von der Tabak-Companie kam. Der Vater hielt ihm das Zeitungsblatt hin: „Junge, was sagst du nun?!"

Helmut stutzte, las . . . Er wurde ganz bleich, seine Augen blitzten. „Ach!" sagte er nur mit einem aus innerster Tiefe hervorgeholten Atemzug. Dann setzte er sich hin, Kopf auf die Fäuste gestemmt, und las und las und schlang jedes Wort begierig in sich hinein.

Der Vater ging, die Hände auf dem Rücken, in der Stube auf und ab. „Das ist doch einmal eine Freude", sagte er. Er blieb vor dem Jungen stehen: „Nun, freust du dich auch?"

Helmut hob den Kopf.

„Ich?!" sagte er. Es klang seltsam, fast drohend. Die Freude in dem Jungengesicht war auf einmal weg, es wurde finster. Mit einem fremden Blick sah er seine Eltern an. Dann ging er hinaus. In der Dunkelheit seiner Schlafkammer ließ er seiner überströmenden inneren Bewegung freien Lauf. (Fortsetzung folgt.)

Stöhnen und Klöhnen

Heinz Sch. aus Württemberg schreibt mir: „Lieber Fritz! Kannst Du mir sagen, was „Englische Krankheit" eigentlich bedeutet?"

„Mein lieber Heinz! Ich vermute, Du willst mir so leise und unbemerkt ein Bein stellen. Aber darauf falle ich nicht herein. Du willst also wissen, was man unter „Englische Krankheit" zu verstehen hat. Nun gut, darauf gebe ich Dir gleich zwei Antworten, von denen Du Dir sicherlich die letztere als die bessere aussuchen wirst. Früher bezeichnete man die gefährliche Kinderkrankheit Rachitis mit „Englische Krankheit". Dank der aufklärenden Arbeit und Hilfe der NSV. ist diese Krankheit ja schon sehr im Schwinden begriffen, so daß sie in naher Zukunft zu den völlig überwundenen gehören wird. Damit nun aber künftig jede Begriffsverwirrung vermieden wird, wollen wir von der Rachitis am besten nie mehr als von der „Englischen Krankheit" sprechen, denn unter „Englische Krankheit" müssen wir heute bekanntlich etwas ganz anderes verstehen. Die „Englische Krankheit" kommt heute wohl nur noch in England und Frankreich vor, und von dieser „Krankheit" heilt unser Führer und seine herrliche Wehrmacht die Engländer und Franzosen schon in ganz kurzer Zeit. Darauf können sich die Erkrankten fest verlassen! In England sind an dieser Krankheit schon seit vielen Jahren die meisten Menschen erkrankt, und die Krankheit äußert sich wie folgt: Man bildet sich ein, der liebe Gott habe die Welt nur für die Engländer geschaffen. Alle anderen Menschen seien nur Arbeitstiere, die man ganz nach Belieben verschachern und verkaufen kann, als wären sie ein Sack voll Pfeffer. Man braucht überhaupt nicht zu arbeiten, sondern sich die Schätze der Welt nur ins Haus bringen zu lassen. Wenn sich jemand gegen die Auffassung aufregt, dann bekommt der „Kranke" furchtbare Zustände, dann ruft er die ganze Welt zum Zeugen gegen den auf, der sich nicht länger mehr unterdrücken lassen will. Und dann müssen die Zeugen sich für den „Kranken" totschlagen lassen, damit der „Kranke" seine Ruhe behält. Selber kann der Kranke dagegen nichts unternehmen, denn er fühlt sich viel zu matt und zu krank dazu. An diese „Krankheit" hat die Welt viele Jahre geglaubt, und immer fand der „kranke Engländer" Menschen und Völker genug, die bereit waren, den Arzt, der den Engländer von dieser Krankheit erlösen wollte, totzuschlagen. Da aber kam der Führer und mit ihm Mussolini, die sagten sich: Von dieser bösen Krankheit wollen wir den Engländer mal heilen, damit die ganze Welt endlich zur Ruhe kommt. Verschiedene Völker, die der Engländer da in seiner Angst um Hilfe gegen den Führer aufrief, meinten zwar, daß man diese Krankheit nicht heilen dürfe, und daß es immer so bleiben müsse, wie es bisher gewesen sei, nämlich: daß dem Engländer die Welt gehöre, weil er ja ein Lieblingskind des lieben Gottes sei. Das wußten sie zwar nicht direkt vom lieben Gott, sondern das hatte ihnen der Engländer so gesagt, und das glaubten sie ihm unbesehen. Aber der Führer und auch Mussolini und noch verschiedene Staatsmänner in der Welt glaubten das nicht so ohne weiteres. Und als der Führer das dem „kranken Engländer" laut sagte, da erklärte der Engländer und der ebenfalls erkrankte Franzose ihm den Krieg. — Was darauf folgte, das weißt Du nun ja, nicht wahr, Heinz? Da zerschlug des Führers herrliche Wehrmacht einen nach dem andern. Und nun wird es nur noch kurze Zeit dauern, dann ist auch diese „Englische Krankheit" zerstört, und der Führer wird dafür sorgen, daß keiner mehr in der Welt diese schreckliche „Englische Krankheit" bekommt. — Meinst Du nicht auch?" Es grüßt Dich mit Heil Hitler

Fritz.

Diesmal, glaube ich, ist es eine leichte Aufgabe, an die ihr eure Intelligenz prüfen sollt. Ihr seht oben fünf Zeichnungen, die jeweils eine bekannte Redensart ausdrücken wollen. Welche sind es? Zur Hilfsstellung: es sind fünf bekannte Redensarten. Sendet mir die Lösung bis zum **20. August 1940** an die **„Kinderwarte"** der **„Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße 17—18.** Ich setze wieder die bekannten Preise aus: einen Preis im Betrage von 10,— RM., einen nächsten im Betrage von 5,— RM. und fünf wertvolle Buchpreise. Geben mehr als sieben richtige Lösungen ein, dann entscheidet das Los.

Fritz.

Kinderwarte

Was wäre wohl, wenn . . .

Nun einmal die Hand aufs Herz, Kinder: wer von euch hat nicht schon öfters gedacht: „Ach, wenn ich doch bloß erst mal die Schule verlassen und Schulbücher und Schulmappe in eine Ecke pfeffern könnte, dann würde ich . . .!" Ja, mein lieber Freund, was würdest du dann? Dann würdest du zu einem Meister in die Lehre gehen oder in ein kaufmännisches Büro oder dich auf den schönsten Stand des Mannes, den Wehrstand, vorbereiten, nicht wahr? Und du, mein liebes Mädel, würdest in einen Haushalt gehen oder in einen Kinderhort oder in einen Beruf. Und dann beginnt ein Leben, heißa, etwas Besseres kann es ja gar nicht geben. Ein freier Mann auf freier Flur! Also fort mit Feder, Tinte und Papier, fort mit all den überflüssigen Büchern, in denen ja doch nur etwas steht, was man im Leben nicht brauchen kann, womit sie einem in der Schule nur die Zeit stehlen! So denkt vielleicht mancher von euch. Gemach, da muß ich einmal etwas dagegen sagen, denn da seid ihr wirklich auf dem Holzwege. Denn jetzt, im Berufsleben beginnt erst das richtige Lernen. Die Schule hat sozusagen nur die Grundmauern gelegt, Grundmauern des Wissens. Nun aber heißt es: aufbauen! Und nun muß sich eine Eigenschaft bewähren, die viele in der Schule nur sehr schwach gepflegt haben: Aufmerksamkeit! Und eine zweite: sich bei allem etwas denken! Seht euch einmal die nebenstehende Zeichnung an, ihr könnt manches darauf bemerken, was erst nach der Schulzeit so richtige Bedeutung gewinnt. Und wenn ihr dann ein wenig nachdenkt, dann werdet ihr auch zu der Feststellung kommen, daß der Maibaum leicht stürzen kann, wenn der Unterbau, auf dem der Baum errichtet ist, nicht fest genug gegründet ist. Wie wichtig im Leben aber die Aufmerksamkeit und sorgfältige Beobachtung, also das Nachdenken, im Berufsleben sind, dafür will ich euch eine kleine Geschichte erzählen:

Zur Zeit, als Philipp Reis (geboren am 7. Januar 1834 in Gelnhausen, gestorben am 14. Januar 1874 in Friedrichsdorf bei Homburg) noch ein wenig bekannter Lehrer war, saß er eines Abends müde und abgespannt in seiner Studierstube zwischen elektrischen Batterien. Schon wochenlang hatte er Ver-

suche über die Verwendbarkeit von Elektromagneten gemacht, aber leider mit wenig Erfolg.

Immer später wurde es. Das Wachslicht brannte immer tiefer in den Leuchter hinein. Bald war es schon Mitternacht. Still war es im ganzen Hause, nur das Ticken der alten Pendeluhr war zu vernehmen.

Der Gelehrte sann und grübelte. Die Kerze beleuchtete die Bücher am Tischrand, die Gläser der Batterien und den Kompaß, den Reis vormittags beim Studium einer Landkarte benutzt hatte. Vor ihm lag ein riesiger Elektromagnet. Um besser sehen zu können, schob Reis den Magnet zur Seite und stellte den Leuchter neben sich. Müde schweifte sein Auge über den Tisch . . . Da siehe! Die Kompaßnadel, die eben vorhin so ruhig im Gehäuse lag, schwankte heftig.

Mit einem Ruck war Müdigkeit und Schlaf vergessen. Warum hatte sich die Kompaßnadel bewegt? Diese Frage durcheilte das Gehirn des Gelehrten. Die andern Gegenstände auf dem Tisch standen doch still. Nochmals schob Reis den Magnet zur Seite. Wieder bewegte sich die Magnetnadel des Kompasses. Die Annäherung des Elektromagneten an den Kompaß war also die Ursache gewesen.

Philipp Reis, der diesen Umstand durch seine Aufmerksamkeit bemerkt hatte, erfand in weiterer Folge den Fernsprecher, das im Gespräch schon bald mühelos alle Erdteile miteinander verband.

Was wäre nun wohl gewesen, wenn Philipp Reis etwa gedacht hätte: „Ach, du dumme Magnetnadel, du kannst zittern soviel du willst, ich bin jetzt müde und gehe schlafen!" Was wäre wohl gewesen?

Ihr meint sicherlich: „Nun, dann hätte eben ein anderer den Fernsprecher entdeckt!" Sobald ihr ein wenig nachdenkt, werdet ihr aber schon merken, daß man diese Frage so nicht beantworten kann. Denn wer im Berufsleben denken wollte: „Ach, wenn ich den Auftrag nicht bekomme, dann bekommt ihn ein anderer", oder „Komme ich heute nicht, komme ich eben morgen", der wird bald Schiffbruch leiden und nie etwas Rechtes im Leben leisten.

Kaltes Waschen macht gesund!

Kinder, gibt es wirklich noch welche, die sich nicht mit kaltem Wasser waschen mögen? Ach, das wären doch reine Pimperlitze, nicht wahr? Gibt es nach dem Schlafen etwas Besseres, als kaltes Wasser? Ich glaube nicht. Wenn man dann Kopf und Hals und Brust kräftig mit kaltem Wasser duscht, dann ist man so richtig in seinem Element, dann ist man den ganzen Tag fröhlich und guter Dinge. Aber die Pimperlitze, die Angst vor kaltem Wasser haben, die haben ja keinen Mumm in den Knochen, das sind ja die richtigen Bangbüxe, die sich nicht wehren können, weil sie zu schlapp sind. Also, was ein richtiger Junge ist und ein rechtes Mädel, die waschen sich sommers und winters mit kaltem Wasser.

Und dann gibt es auch noch welche, die haben Angst vor dem Regen. Ich glaube, das sind solche, die kein kaltes Wasser leiden können. Ob die meinen, der Regen weiche sie auf? Dann müßte es ja sehr schlecht um sie bestellt sein. Denn daß sie nicht aus Zucker gemacht sind, wissen sie wohl selber. Warum verkriechen sie sich wohl wegen des Regens? Um ihr Zeug zu schonen? Darum, glaube ich, tun sie es wirklich nicht, denn sie sind ja auch sonst nicht so achtsam mit den Kleidungsstücken. Aber wir, nicht wahr, Jungen und Mädels, wir lachen dem Regen und dem Wind ins Gesicht und freuen uns, wenn sie uns mal richtig durchrütteln. Und dann ist der Wald auch im Regen schön und im Sturm erhebend.

Wer braucht auch jetzt im Sommer noch dicke Federkissen, die er sich bis unters Kinn zieht, wer verschließt die Fenster ganz dicht, damit auch ja kein Lüftchen ins Schlafzimmer eindringen kann? Na, ich meine, das müßte auch ein komischer Junge und ein sehr zimperliches Mädel sein. Nein, wir wollen uns doch nicht so warm einpacken wie ein alter Großvater. Eine leichte Decke, die Arme über sie, das Fenster ein wenig geöffnet, damit frische Luft eintreten kann, das macht stark und gesund und frisch und lustig. Wir wollen uns doch abhärten, damit wir nicht immer gleich einen Schnupfen bekommen oder wer weiß noch was. Darum: zum Waschen kaltes Wasser und zum Schlafen leichtes Bettzeug, das ist das richtige für richtige Jungen und Mädels.

Richtiges Sonnenbaden

Heißa, nun scheint die Sonne wieder so warm, ja, sie brennt einem richtig aufs Fell, nicht wahr? Kann es etwas Schöneres geben, als sich von der Sonne braun braten zu lassen? Und wie gesund das ist! Aber, aber . . . In der glühend heißen Sonne liegen, das will, ja, auch das will gelernt und verstanden sein. Wer sich als sonnenhungriger Mensch das erstemal in den hellen Glast legt, der soll nicht vergessen, daß die Sonne nicht nur Heilstrahlen kennt, sondern vor allem auch Verbrennungsstrahlen. Beobachtet einmal, wie schnell ein Blatt weißes Papier von der Sonne verbrannt wird. Erst wird es zart-braun, dann schon brauner und brauner, und wenn man es dann in die Hand nimmt, zerbröckelt das vorher so zähe Papier, als wäre es Asche. Nicht viel anders kann es unserer Haut ergehen, wenn sie sich an die heißen Sonnenstrahlen noch nicht gewöhnt hat. Wer sich darum ohne Schutz den Sonnenstrahlen aussetzt, der kann es erleben, daß er noch in der gleichen Nacht vor Schmerzen aufwacht und feststellen muß: „O weh! Jetzt habe ich doch zu lange in der Sonne gelegen, habe keinen richtigen Kopfschutz gehabt und vergessen, den Körper einzufetten!" Das gibt dann einen bösen Sonnenbrand. Und dann kommt das Fieber; die Haut blättert sich in dünnen Streifen ab. Und dabei hat man dann noch Glück gehabt, denn nur zu leicht kann sich sogar ein Sonnenstich einstellen; dann aber wird's lebensgefährlich. — Ja, die Sonne hat eine gewaltige Kraft! Ihr müßt deshalb auch beim Sonnenbaden manches bedenken: Den Körper einfetten! Am besten mit Pflanzenöl. Nicht allzu lange untätig in der Sonne liegen. Zuerst mit kurzen Zeitbädern beginnen und langsam steigern. Und dann nicht sogleich nach dem Essen ein Sonnenbad nehmen, denn ein voller Magen kann dabei schaden! Vergeßt auch nicht, euch beim Sonnenbad stets nach kurzer Zeit zu drehen, damit alle Teile des Körpers gleichmäßig von den Sonnenstrahlen durchflutet werden. Und nicht zuletzt: Kinder, nicht beim Sonnenbad einschlafen! Dabei passiert es nämlich, daß man nachher mit einem Sonnenbrand tagelang ins Bett muß!

Kurzweil am Feierabend

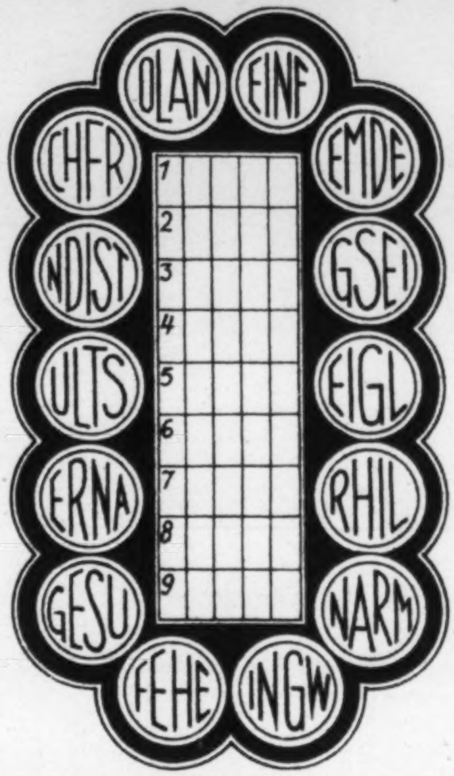
Silben-Füllrätsel

1		NE		
2		NE		
3		FEST		
4		GE		
5		DE		
6		SEE		
7		HE		
8		GALL		
9		KA		
10		BAR		
11		LAUS		
12		SE		

Die Silben:
a — ad — ap — ba — bahn — bat — dau — ben — ben — ben — ber — bu — de — de — dik — fel — gen — gern — gieß — hei — kan — ko — kor — kun — la — ler — me — nar — ni — nie — o — ral — rei — rot — rou — ru — schorf — si — stel — ster — te — te — te — ter — ti — un — wind — zis
sind in die leeren Felder einzutragen, so daß in jeder Reihe zwei dreisilbige Wörter entstehen. Die bereits eingetragene Silbe ist Endsilbe des linken und Anfangssilbe des rechten Wortes einer Reihe. Die Anfangsbuchstaben der linken und die Endbuchstaben der rechten Wörter nennen von oben nach unten ein Sprichwort.

Die Wörter bedeuten: 1. Wasserbehälter — Verkehrsmittel, 2. erworbene Fertigkeit — anhängender Gebäudeteil, 3. Jahresfest — Maß, 4. Gestell — hemmende Luftbewegung, 5. Jagdgehege in der Mark Brandenburg — Auseinandersetzung, 6. Kurort Oberbayerns — deutscher Hilfskreuzer im Weltkrieg, 7. Störung — Wappenkunde, 8. hessischer Dialektdichter — Wucherung an Eichen, 9. Mittelmeerinsel — Mohrrübe, 10. langbeiniger Vogel — Roheit, 11. männlicher Vorname — böse Jungen, 12. Blume — Zeilabschnitt.

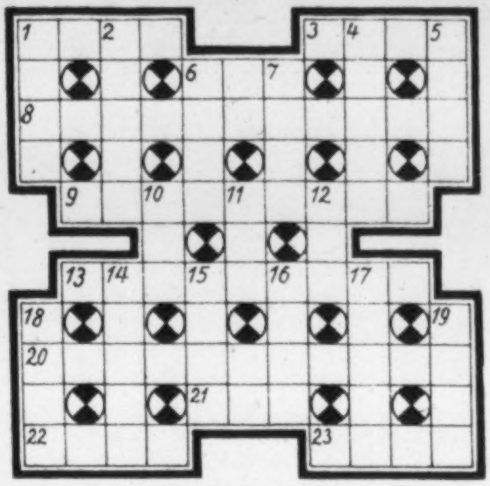
Kombiniertes Spruchrätsel



In die Figur sind Wörter zu je 5 Buchstaben einzutragen. Die Anfangs- und Endbuchstaben der Wörter von oben nach unten nennen zwei deutsche Städte. Die umstehenden Buchstabengruppen ergeben richtig ausgezählt, wobei stets eine gleiche Anzahl Felder zu überspringen ist, einen bekannten Spruch.

Bedeutung der Wörter: 1. indische Anrede „Herr“, 2. Abwesenheit vom Tatort, 3. Seemann, 4. Pelztier, 5. Gebirgshütte, 6. Körperteil, 7. oberitalienische Stadt, 8. Naturerscheinung, 9. nordböhmische Stadt. (ch = 1 Buchstabe.)

Kreuzwort-Rätsel



Waagerecht: 1. Kleidungsstück, 3. musikal. Bühnenwerk, 6. Mädchenname, 8. preußische Provinz, 9. Körperschaft des preuß. Staatsministeriums, 13. Arbeitstisch, 20. Kleidungsstück, 21. Nebenfluß der Donau, 22. Hast, 23. Laubbaum.

Senkrecht: 1. Besitz, 2. Wohnsiedlung, 4. Mädchenname, 5. Berg in der Schweiz, 6. nordische Liedersammlung, 7. Gewürz, 10. Gebirge, 11. geographischer Begriff, 12. Mädchenname, 14. Musikinstrument, 15. Zahl, 16. Farbe, 17. Beruf, 18. Planet, 19. Mädchenname.

Rätsel-Auflösungen aus Heft 13

Kombiniertes Kreuzworträtsel. 1. Rechenmaschine, 2. Drachenfels, 3. Maschine, 4. Nebenamt, 5. Nebenlinie, 6. Bosnien. — Wenn man das Dasein als Aufgabe betrachtet, dann vermag man es immer zu ertragen. (M. v. Ebner-Eschenbach.)

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. SOS, 3. La Paz, 5. Bol, 6. Res, 8. Korb, 9. Dieb, 11. Dundee, 13. Team, 15. Jun, 17. Edam, 20. Zoppot, 23. Esel, 25. Main, 26. Tee, 27. Aga, 28. Rinde, 29. sie. — Senkrecht: 1. Salbei, 2. Sand, 3. Lord, 4. Zeit, 5. Bon, 7. See, 8. Kunde, 10. Baron, 11. die, 12. Enz, 14. Mut, 16. Nomade, 18. Ast, 19. Meer, 21. Page, 22. Pia, 24. Leis.

Seit langem an schweren Rheuma-Schmerzen gelitten

„Kann Nachtschwester-Beruf wieder mit Freuden ausfüllen“

Frau Sofie Henrizi, Wiesbaden, Jahnstr. 19, berichtet am 18. Oktober 1938: „Seit langem litt ich an schweren rheumatischen Schmerzen, konnte kaum noch meinem Beruf als Nachtschwester nachgehen. Nun wurde ich auf Togal aufmerksam gemacht. Sofort holte ich eine kleine Packung, nahm sofort zwei Tabletten und schon nach zwei Stunden — ich war überglücklich — waren meine Schmerzen bedeutend gelindert. Nun habe ich die dritte Packung und bin jetzt ganz ohne Schmerzen, so daß ich meinen Beruf wieder mit Freuden ausfüllen kann.“

Die Erfahrungen anderer sind wertvoll! Der Bericht von Frau Henrizi ist einer von vielen, der uns unaufgefordert aus Dankbarkeit zugegangen ist. In der Tat haben Togal-Tabletten Unzähligen bei Rheuma, Gicht, Ischias, Hexenschuß, Nerven- und Kopfschmerzen sowie Erkältungskrankheiten, Grippe u. Influenza rasche Hilfe gebracht. Keine schädlichen Nebenerscheinungen! Die hervorragende Wirkung des Togal ist von Aerzten und Kliniken seit 25 Jahren bestätigt. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal! In all. Apoth. Mk. 1.24.

Lesen Sie das Buch „Der Kampf gegen den Schmerz!“ Es ist mit interessanten, farbigen Illustrationen ausgestattet und für Gesunde und Kranke ein guter Wegweiser. Sie erhalten es auf Wunsch kostenfrei und unverbindlich vom Togalwerk München K. 8/359

Max Schünemann

Spuk im Moor

Eine seltsame Erzählung aus dem dänischen Tiefmoor. Die absonderlichen Menschen und die erschütternde Handlung fesseln den Leser von Anfang bis zum Ende.

Von Künstlerhand geschaffene, der spannenden Handlung angepaßte Bilder erhöhen noch die tiefe Wirkung dieser dramatischen Geschehnisse. Ein Buch, das einen tiefen Eindruck hinterläßt.

In Leinen RM 2,50.
Feldausgabe RM 2,-

Heinrich Beenken Verlag / Berlin C 2

Eine Mutter wie sie

weiß genau, daß das Kind nur gedeihen kann, wenn es genug Kalk und daneben Silicium als wichtigen Aufbau- und Festigungsstoff für viele Körpergewebe erhält. — Deshalb nimmt sie in Erwartung des Babys, sowie während der Stillzeit — und gibt späterhin auch dem Kinde selbst — regelmäßig das weit und breit bekannte Silphoscalin, das sich im besonderen auch in der Rachitisbekämpfung und -verhütung (zusammen mit Vitamin D = Lebertran, Vigantol), sowie als vorzügliches Mittel zur Hebung der allgemeinen Widerstandskraft und zur Kräftigung der Atmungswerkzeuge Ruf und Ansehen erworben hat. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoscalin“ und die grüne Packung. 80 Tabl. RM. 2.57 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München, Rosenstraße 6. — *Verlangen Sie von der* ***Firma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos und unverbindlich die interessante, illustrierte Aufklärungsschrift S 597***

Gartenbuch für Anfänger und Fortgeschrittene

Genaue Angaben für die Anlage und gesamte Pflege des Obst-, Gemüse- und Blumengartens. Erläuterungen jedes Handgriffes. Verständlich ohne Vorkenntnisse. 2000 Stichworte, 510 Abbildungen, mit Dauerkalender für alle Gartenarbeiten.

Jubiläums-Ausgabe — 250. Tausend

der beste Beweis für die Brauchbarkeit! Preis in Ganzleinen RM 7,90. Schreiben Sie sofort eine Postkarte: An die **Gartenbücherei Heinrich Sauermann in Radebeul 2-Dresden 139.**
Ich wünsche franko und ohne jede Kaufverpflichtung zur Ansicht ein Gartenbuch für Anfänger und Fortgeschrittene RM 7,90. Wenn ich es behalte, kann die Bezahlung auch in 3 Monatsraten erfolgen.
Name und Adresse.

Denk an dein Opfer für das deutsche Rote Kreuz!

Verlag der „Reichs-Elternwarte“: Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. Anzeigenverwaltung, Hamburg 36 Ausgabe, Fernruf 321781, Postscheckkonto: Hamburg 13175
Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Albert Sohn, Hamburg 1, Alsterdamm 26.
Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2.

Weg zum Odenwald

Aufnahme: Lämmel (Mauritius)